BIBLIOTHECA FICTIVA

THE SHERIDAN LIBRARIES
3 1151 03701 6668

Hermann Hagen

Ueber Litterarische Fälschungen

Hamburg 1889

Stadtbibliothek Nürnberg

EX LIBRIS
H·P·K

Deutsche Allgemeine Zeitung
28
XII
33

Gegen die „Ura Linda Chronik“

Die Professoren des Deutschen Instituts der Universität Breslau übersenden uns folgende Erklärung über die von Herman Wirth herausgegebene sogenannte „Ura Linda Chronik“:

In dem Verlage von Koehler und Amelang (Leipzig) ist soeben erschienen: „Die Ura Linda Chronik“, übersetzt und mit einer einführenden geschichtlichen Untersuchung herausgegeben von Herman Wirth.

Auf dem Umschlage ist gesagt: „Die Ura Linda Chronik, das älteste Zeugnis germanischer Geschichte, wurde vor 60 Jahren in Holland aufgefunden. Die zunächst bezweifelte Echtheit wird nun von Herman Wirth überzeugend nachgewiesen. Das Werk berichtet von Kriegszügen und Entdeckungsfahrten, von Not- und Glückszeiten unserer Vorfahren zurück bis 2193 v. Chr., von heiligen Gesetzen unserer Ahnen, staatlichen Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen. Die Ura Linda Chronik vermittelt damit ein eindrucksvolles Bild stolzer Kulturhöhe unserer Vorfahren und gibt dem deutschen Volke sein geistiges Ahnenerbe wieder, in einer Zeit, die reif wurde für solche Offenbarungen.“

Das durch diese Worte und durch eine prächtige Ausstattung angepriesene Buch gibt eine — freilich lückenhafte — deutsche Uebersetzung des von Dr. J. G. Ottema 1872 in Leeuwarden herausgegebenen Buches „Thet Oera Linda Bok“, das eine angeblich im 13. Jahrhundert geschriebene „Chronik“ in altfriesischer Sprache nebst holländischer Uebertragung enthält. Freilich ist diese „Chronik“, die angeblich von einem Manne namens „over de Linden“ (über den Linden) geschrieben und von Nachkommen dieses Namens aufbewahrt worden sein soll, mit Recht von keinem Kenner des Altfriesischen ernst genommen worden.

Tatsächlich muß sie (unseres Erachtens wohl nach 1840) von einem in den Niederlanden lebenden Manne verfaßt sein, der eine nicht geringe Bildung und Belesen-

BIBLIOTHECA
BIBLIOGRAPHICA
BRESLAUERIANA

Unsere Meinung

Nachdem das Ungeheuer von Loch Neß schon gehörig Tiefseeschlamm und Meinungsstreit aufgewirbelt hat, hat man jetzt, damit unsere Gemüter nicht träge werden, **ein neues Streitobjekt, die Ura Linda-Chronik**, herausgestellt, die von einigen als „literarische Seeschlange" und von anderen als die „Germanenbibel" angesprochen wird. Nun, mit solchen Schlagworten allein, ist mit dieser altfriesischen Handschrift, die sich bemüht, mehr als 2000 Jahre germanischer Geschichte in vorchristliche Zeit zurückzuverfolgen, nicht fertig zu werden. Die Blätter der 1872 zuerst von Ottema herausgegebenen Schrift haben sich, freilich wie alle Parteien zugeben, als künstlich altgemachte, angeräucherte Papierbogen erwiesen. Aber da es sich (auch den Einleitungsworten nach) um eine Abschrift nach einem alten Original handeln kann, ist damit noch nicht viel bewiesen. Nachdem nun Hermann Wirth die Chronik ausführlich kommentiert neu herausgebracht hat, ist ein leidenschaftlicher Kampf um ihre Echtheit entbrannt, der die wachsende Teilnahme breiter Kreise an unserer Vorgeschichte anzeigt, der aber gerade deshalb unsachliche und unwissenschaftliche Formen anzunehmen droht. Falls es sich bei der Chronik in allen Teilen um eine Fälschung handeln sollte, so wäre es doch immerhin eine so geschickte und literarisch wie politisch interessante Fälschung aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, daß man sich schon die Mühe geben sollte, sie nach dem neuesten Stand der Wissenschaft ernsthaft in allen Punkten als Täuschung bloßzustellen. Der Protest der Breslauer Professoren beschränkt sich leider auf eine allgemeine Ablehnung, ohne einen einzigen Beweisgrund dafür anzubringen, und die Argumente der Verteidiger vor allem die des Herausgebers vermögen auch nicht durchweg zu überzeugen. Wir wollen uns nicht in die wissenschaftliche Auseinandersetzung einmischen, zumal der Herausgeber Hermann Wirth durch Fortlassen der offensichtlich später geschriebenen Textteile eine sorgfältige Nachprüfung erschwert. Wir möchten aber der Hoffnung Ausdruck geben, daß die Diskussion über ein so allgemein interessierendes Dokument in einer Form durchgeführt wird, daß dadurch das Ansehen der deutschen Vorgeschichtsforschung, die sich ja erst mühsam in den letzten Jahrzehnten wissenschaftlich durchgesetzt hat, in keiner Weise geschmälert wird.

★

Deutsche Zukunft 17. XII. 33

Ura=Linda

Eine Germanenchronik aus dem 2. Jahrtausend v. Chr.?

Hermann Wirth, Groß=Niederländer, Verfasser des Buches „Vom Aufgang des menschlichen Geistes", Deuter der Runenzeichen der jüngeren Steinzeit, hat im Verlag von Koehler & Amelang in Leipzig ein Buch herausgegeben „Die Ura=Linda=Chronik", das sicherlich wieder zu neuen ausführlichen Diskussionen zwischen ihm und der Fachwissenschaft der Vorgeschichte führen wird. Der Band enthält im ersten Teil auf rund hundert Seiten den Text der Ura=Linda=Handschrift in hochdeutscher Übersetzung von Wirth, im zweiten längeren Teil eine Übersicht des Herausgebers über die Geschichte der Chronik, eine Auseinandersetzung mit ihren Angaben, soweit das der Raum in einem Buch zuläßt, das mit einer weiten Verbreitung rechnet, und schließlich einen Atlas mit einer Menge Abbildungen vom Frühgermanentum, die der Herausgeber heranzieht, um die Richtigkeit der Angaben der Chronik mit Vorzeitfunden zu belegen.

Die Chronik, die Hermann Wirth hier aus dem Altfriesischen übersetzt vorlegt, hat schon einmal die Öffentlichkeit und die Gelehrten beschäftigt. Das liegt etwa sechzig Jahre zurück und endete damit, daß, als der Konrektor des Leeuwarder Gymnasiums, Dr. J. G. Ottema, den Text der Ura=Linda=Handschrift mit niederländischer Übersetzung 1872 herausgab, die Chronik für eine Fälschung erklärt wurde; das Papier, auf dem die Niederschrift vorlag, wurde als Maschinenpapier aus dem 19. Jahrhundert festgestellt, das Ganze von den Gelehrten etwa so angesehen, wie seinerzeit die berühmte tschechische Königinhofer Handschrift, die Hanka herausgab.

Der erste Satz der Einführung von Hermann Wirth in dieser Neuausgabe lautet: „Hiermit trete ich für die Quellenechtheit einer sogenannten Fälschung ein und beantrage vor der gegenwärtigen Öffentlichkeit die Erneuerung des Verfahrens in Sachen der Ura=Linda=Handschrift."

Diese Handschrift befand sich im Besitz von Cornelis Over de Linden, der sie im August 1848 aus dem Nachlaß seines Großvaters aus den Händen einer Tante, die eine geborene Over de Linden war, erhielt. Die Handschrift hatte sich in der Familie vererbt, Cornelis vermutete Familienüberlieferungen von einem Schatz in den Blättern, hatte überdies die Befürchtung, der Inhalt könne seine Sippe kompromittieren. Er versuchte zunächst selber mit Hilfe eines friesischen Wörterbuches in die Aufzeichnungen einzudringen, überließ dann die Blätter dem Bibliothekar und Archivar der Provinz Friesland, von dem aus sie dann weitergingen bis zur Veröffentlichung durch Ottema. Nach der Veröffentlichung entspann sich über die Echtheit oder Unechtheit ein langer Streit, der über die Niederlande hinausgriff; dann versank das Interesse an der Handschrift wieder, und erst jetzt in einer Zeit neuerwachter Teilnahme vor allem an der frühen Geschichte der germanischen Stämme taucht sie wieder auf und wird nun naturgemäß den alten Streit von neuem, wenn auch mit neuen Argumenten, wieder heraufbeschwören.

Die moderne Herkunft des Papiers der Chronik bestreitet auch Hermann Wirth nicht. Er sieht in der jetzt vorliegenden Handschrift eine späte Abschrift, die auf Grund einer alten Familienüberlieferung zwischen 1820 und 1845 aus einer Humanistenhandschrift abgeschrieben wurde, die ihrerseits wiederum auf Kodizis aus dem 13. und 9. Jahrhundert zurückgeht. Aus diesem mehrfach wiederholten Abschreiben erklärt der Herausgeber die Zutaten und sehr humanistischen Worterläuterungen, die der Kodex enthält: seine Meinung ist, daß es darauf ankäme, das Frühe vom Späteren, das Echte vom Unechten zu scheiden und als Kern die in dieser Handschrift als letzte Überlieferung enthaltenen Aufzeichnungen über altgermanische Geisteskultur der Nordseegegend aus vorrömischer Zeit herauszuschälen.

Wenn diese Meinung zu Recht besteht, wenn sich nachweisen läßt, daß in diesen Aufzeichnungen tatsächlich Reste einst mündlich weitergereichter Überlieferungen enthalten sind, so läge hier in der Tat eines der bedeutsamsten Dokumente unserer Vorzeit vor. Hermann Wirth stellt sich auf den Standpunkt, daß der Vorwurf der Fälschung darum in sich der Verfasser, falls die C hundert geschrieben wär die erst lange nach dem 20. Jahrhundert durch C festgestellt werden konnt Glaubwürdigkeit der Ure leitet sich von der Familie treten, obwohl die darin zurückreichen bis über d Atlantis, die hier durch Jahr 2193 vor Christi Geb durch die vielen offenkun und griechisch infizierten Z und Etymologien klassisch sucht unter dem Schutt n Eifer und mit Unterstützu Arbeiten die Reste von ge stellen, die in dieser Chroni

Das ist, wenn er Recht b berichten nicht nur von Ger Volksmütter saßen, von d der Burg zu Texel betreut dem Untergang von Aldlan fremder Völker aus dem L in staatliche Einrichtungen, diesen frühen Zeiten, die enthalten Niederschriften d völker, die angeblich an de geschrieben standen; sie üb vorausgesetzt, daß hier ni früherer oder späterer Jahrh eines Germanentums, das erheblich über die besten Bild geht und erst um die Wiki ähnlichen Umfassen des ges Griechisches und Asiatisches, spielt in diese Aufzeichnunge als hatte die frühe nordgerm von der hier die Rede ist, e Weltraumbild besessen, als e hundert hatte.

Es wird Sache der Gelehr geber über das Zutreffend Aufzeichnungen, über die E Echtheitsreste in dieser Ura die Berechtigung oder Nichtb ihrer Angaben zu einigen. Fü gesteigerten Interesse an all ist der Neudruck dieser Chroni neter Gedanke. Selbst wenn darin enthalten ist und was Geschichte und Tatsachenberic wenig Haltbares übrigbleibt nichts, wenn die Leute diese Zeiten der Ahnen lesen und gl ein Bild, bei dem nicht alles überhaupt kein Bild, wie es

F..., hatte b Handstreich üb macht, die sein plötzlich, noch lassen hatten, zieltes Artilleri zu überlegen, und Splittern jemand geleit Stellung befi von Unterstan achter zu entd dem tiefe Tre italienischen L lampe vor de Munde, in de

Der Sturm von seiner W in blutiger U losen Italiene Stellung zuri

Die Sanit heranfahren, schon einige einen Lazare es, daß keiner erlangte. De nant F... e fand, in eine schaukelt hatt und sah unte der die Auge baren Sturm war. Die Kr Sie liefen h Tiere ineina

Ich bin ein

Umgestellt h

Bo

Die nach seitlich so zu reihe entste Namen eine

Bh 12 D

Deutsche

Zeit- und Streit-Fragen.

Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart.

Begründet von

Franz von Holtzendorff,

herausgegeben in Verbindung mit Redacteur A. Lammers und Anderen

von

Jürgen Bona Meyer.

Neue Folge. — Vierter Jahrgang.

(Heft 49—64 umfassend.)

Heft 60/61.

Ueber

Litterarische Fälschungen.

Von

Dr. Hermann Hagen

ordentl. Professor der klassischen Philologie an der Universität Bern.

Hamburg 1889.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

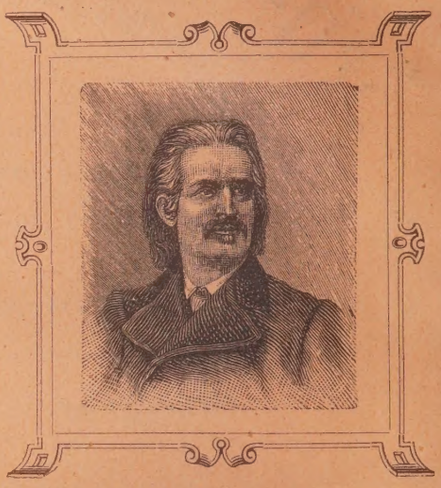
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. von **E. A. Fischer-Cörlin.** Eleg. brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... Mk. 4.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. broschirt Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt „ 11.40

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. **2. Auflage.** Eleg. brosch. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt ..... Mk. 6.50



Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. **4. Auflage.** Eleg. brosch. ..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Ges. Gr. Oktav. **5. Aufl.** Eleg. brosch. ..... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband ... „ 5.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant brosch. „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt ... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. **7. Auflage.** Eleg. brosch. ..... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 6.—

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Ges. **11. Auflage.** Eleg. brosch. ..... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 5.—

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustr. von **Herm. Dietrichs. 3. Auflage.** Eleg. brosch. Mk. 15.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 18.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. **18. Aufl.** Eleg. brosch. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 5.—

— **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von **E. A. Fischer-Cörlin.** Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50, auch in 13 Lieferungen à ..... „ 3.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. **6. Auflage.** Eleg. brosch. ..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. **3. Auflage.** Eleg. brosch. ..... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 3.—

Gesammelte kleinere Dichtungen. **3. Auflage.** Eleg. brosch. ..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. **5. Auflage.** Elegant broschirt ..... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt ..... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. **5. Auflage.** Eleg. brosch. ..... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. **5. Auflage.** Eleg. brosch. ..... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Die Waldsängerin. Novelle. **4. Aufl.** Eleg. geh. ..... „ 1.50
eleg. geb. ..... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerschaft.

Elegant geheftet Mk. 6.—, elegant in Halbfranz gebunden Mk. 8.—.

Lehrjahre der Liebe.

Tagebuchblätter und Briefe.

Elegant geheftet Mk. 5.—, elegant gebunden Mk. 6.—.

BR16
1889

Ueber

Litterarische Fälschungen.

Von

Dr. Hermann Hagen
ordentl. Professor der klassischen Philologie an der Universität Bern.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1889.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Vor wenigen Jahren* las man in den Zeitungen, daß aus der Stadtbibliothek von Perugia eine werthvolle Handschrift, Ciceros Werk über die Pflichten enthaltend, spurlos verschwunden sei und daß man für die Entdeckung des Diebes nicht weniger als 10000 Pesaro ausgesetzt habe. Kaum war dies verkündet worden, verbreitete sich die Nachricht von einem neuen Bücherraub: die in einer hervorragenden Bibliothek zu Rom als ein seltenes Kleinod aufbewahrten vier Pergamentblätter, auf welchen Amerigo Vespucci, Freund des Columbus und Namengeber des neuentdeckten Erdtheils, einen Bericht über die neue Welt niedergelegt hatte, waren plötzlich ebenfalls abhanden gekommen. Solche Attentate sind nicht erst in unseren Tagen verübt worden; fast jede bedeutende Schriften- und Büchersammlung hat schon Aehnliches zu erleben gehabt, so auch die Berner, welche etwa zu Anfang dieses Jahrhunderts die Handschrift eines alten Kommentars zu Ovids Ibis eingebüßt hat, sowie aus einem mit kunstvollen Miniaturen reichgeschmückten Manuskript eine Reihe von Initialen, welche ohne Rücksicht auf den umgebenden Text schnöde herausgeschnitten wurden.

Man sieht, hier war es nicht das blanke Gold und Silber oder das gleißende Edelgestein, das zum Diebstahl herausforderte,

* Dieser Vortrag wurde am 20. Januar 1886 im großen Kasinosaal zu Bern gehalten.

sondern lauter Gegenstände geistigen Werthes, für welche sich nicht Jedermann mit gleicher Wärme interessirt, es seien denn Kenner, Sammler und etwa noch Händler. In den Reihen dieser Leute also sind vorzugsweise die Anstifter und Verüber solcher Veruntreuungen zu suchen, welche nachzuweisen um so schwieriger fällt, als sie von ihnen, weil gegen Objekte inkommensurabler Schätzung gerichtet, gar nicht als Schlechtigkeiten empfunden und daher noch mit einer gewissen Freude an der dabei zu beweisenden Raffinirtheit ins Werk gesetzt werden.

Doch den Bibliotheken und Sammlungen droht noch ein anderer, nicht minder gefährlicher Feind, welcher mit den nämlichen Waffen, theils erfinderischer Ueberlegenheit, theils sträflicher, dem Gedanken an eine schwere Versündigung nicht Raum gebender Unbefangenheit zu arbeiten versteht, die Fälschung nämlich, worüber ich die Ehre habe, heute einiges mittheilen zu dürfen.

Der Handschriftenfälscher figurirt bereits unter dem Personal unserer heutigen Romane und zwar gerade bei solchen Autoren, welche die Wirklichkeit des Lebens treu nachzubilden bemüht sind.

Der namentlich wegen des reizenden Bildes der Hamburger Schauspielerin Charlotte Ackermann von uns mit Recht verehrte Schriftsteller Otto Müller führt uns in seinem „Klosterhof" als Helden dieses Romans einen jungen Gelehrten vor, der, durch mancherlei trübe Erfahrungen verstimmt, in seiner hoffnungslosen Vergrämtheit nur noch den einen Gedanken hegt, sich durch eine unerhörte That an dieser unbarmherzigen Wissenschaft zu rächen, die ihm statt der sicher erhofften Rosen und Lorbeeren nur Dornen auf Dornen geboten. Zu dem Behuf stellte Konstantin mit unsäglicher Mühe und unter Aufwand der tiefsten Gelehrsamkeit eine angeblich im neunten Jahrhundert geschriebene griechische Handschrift her, welche den gründlichsten Vergleich mit den wirklichen Originalwerken aus jener Zeit nicht

zu scheuen brauchte und ein bisher ganz unbekanntes Werk, nämlich „Reisebriefe des Pythagoras" enthielt. Sowohl in der Sprache, wie in der ganzen Auffassungs- und Anschauungsweise der darin behandelten wichtigen Gegenstände aus den dunklen Gebieten der Religion, Philosophie, Politik und Kultur, kurz des gesamten geistigen und materiellen Lebens der pythagoreischen Periode konnte dieses Buch ganz gut für das Werk eines damaligen Zeitgenossen gelten. Neben einer Reihe bereits durch andere Schriften bekannter und wohlbeglaubigter Thatsachen figurirten da auch mehrere ganz neue Züge und „überraschende Aufklärungen dieser und jener dunklen Stelle des Porphyrius und Jamblichus, des Aristoteles und Philolaus".

Das Schriftchen wird gedruckt und findet überall große Anerkennung. „Kein Mensch ahnte bis jetzt eine Täuschung, am wenigsten eine absichtliche; einzelne Abweichungen vom dorischen Dialekte, einzelne Verstöße gegen Chronologie und Orthographie ließen sich auf Rechnung späterer Erklärer und Abschreiber setzen; in der Hauptsache war und blieb es ein Buch von unzweifelhaft wissenschaftlichem Gepräge, eine Antiquität, der die Zeugnisse und Urkunden aus jener altgriechischen Kulturperiode so unwiderlegbar zur Seite standen, daß die gelehrteste und scharfsinnigste Kritik, auch wenn sie bei dieser und jener Stelle stutzig wurde, am allerwenigsten den gelehrten Herausgeber dafür verantwortlich machen konnte. Hatte doch dieser selbst hier und da in den Anmerkungen einzelne Widersprüche des Textes nachgewiesen und mit Glück deren Erklärung oder muthmaßliche Ursache darzulegen versucht".

Aber die Freude an diesem großartigen Erfolg dauert nicht lange: plötzlich erscheint eine vernichtende, alles aufdeckende Recension. Niemand freilich will an deren Ehrlichkeit glauben. Konstantins Freunde sitzen gerade beisammen und stoßen vergnügt an auf das Wohl des Entdeckers der pythagoreischen

Briefe, — da tritt dieser selbst ins Zimmer, ergreift das ihm freudig hingehaltene Glas und bringt den Trinkspruch aus: „Es lebe der redliche, unbekannte Mensch, der mich Schurken entlarvt und des großen Pythagoras Gedächtniß vor einem Fälscher geschützt hat.“ Nach diesen Worten bricht er zusammen, der Schlag hat ihn gerührt, in wenigen Stunden ist er eine Leiche.

Man erinnert sich unwillkürlich an ein ähnliches Motiv, das in dem ein paar Jahre später erschienenen, seiner Zeit mit einem sonst nur noch bei den Ebers'schen Produkten beobachteten Enthusiasmus von Alt und Jung und namentlich von den akademischen Kreisen entgegengenommenen Roman Gustav Freytags, der „verlorenen Handschrift“, zu finden ist, wo der menschenscheue, von der Welt zurückgesetzte Magister Knips den ehrlichen, aber ledernen und wenig scharfsichtigen Gemahl der „sapphischen Locke“, Herrn Professor Struwelius, durch ein selbstgefertigtes, angeblich altes Handschriftenstück hinters Licht führt und kläglich zu Falle bringt.

Aber das sind ja alles bloß dichterische Phantasiegebilde, hören wir sagen, welche der Wirklichkeit nicht entsprechen dürften. Und doch ist das Letztere nur zu sehr der Fall. Gerade die von Otto Müller erzählte Geschichte hat sich, einige auf Rechnung des Dichters zu setzende Aenderungen abgerechnet, in der That vor einigen fünfzig Jahren in Deutschland zugetragen. Es betrifft dies den von Wagenfeld aus einem angeblich in einem portugiesischen Kloster aufgefundenen griechischen Codex herausgegebenen uralten phönizischen Schriftsteller Sanchuniathon, von dem ein Werk über phönizische Geschichte in neun Büchern vorgelegt wurde. Die Ueberraschung in den gelehrten Kreisen war um so größer, als von diesem von den Alten mehrfach erwähnten und bald in die Regierung der Semiramis, bald in die Zeiten des trojanischen Krieges versetzten Autor durch die Vermittelung der eusebischen Schrift über die Vorbereitung zum

Studium des Evangeliums nur wenige Fragmente einer griechischen Uebersetzung bekannt gewesen waren, als deren Verfasser der unter Nero lebende Grammatiker Philon von Byblos genannt wird. Gerade diese philonische Uebersetzung wollte nun Wagenfeld in seiner Handschrift vollständig entdeckt haben. Aber es galt vorerst das Terrain zu sondiren, um dem Fund eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Daher begann Wagenfeld zunächst mit der Veröffentlichung eines Auszuges daraus, welcher, in deutscher Sprache verfaßt und mit einem empfehlenden Vorwort von dem berühmten Keilschriftenkenner Grotefend begleitet, im Jahre 1836 in Hannover erschien. Sofort knüpfte sich daran eine lebhafte Diskussion, an der sich neben Karl Ottfried Müller in Göttingen noch Benfey, Paulus und der bekannte Semitologe Movers betheiligten. Doch mußte vor einer endgültigen Entscheidung noch die Ausgabe selbst abgewartet werden. Diese erschien das Jahr darauf in Bremen, enthaltend den griechischen Text nebst einer lateinischen Uebersetzung, der noch im gleichen Jahre in Lübeck eine deutsche nachfolgte. Jetzt war mit einem Schlage die ganze Sache klar. Nebst sonstigen den schon vorher rege gewordenen Verdacht einer Fälschung unterstützenden Ungeheuerlichkeiten entdeckte man in dem griechischen Text, welchem Wagenfeld natürlich auch die Eusebiusexcerpte hatte einverleiben müssen, eine Anzahl von Fehlern, welche nur im gedruckten Eusebius und da als einfache Druckfehler zu lesen waren, die der Fälscher sorglos in sein Opus mit herübergenommen hatte. Damit war die Fälschung unwiderleglich nachgewiesen und die Streitfrage erledigt.

Ein ähnlicher Fall ist noch in der neuesten Zeit, vor achtzehn Jahren passirt. Ende Juni 1871 schrieb der bekannte Aegyptologe Heinrich Brugsch Bey aus Kairo an Georg Ebers nach Leipzig, man habe in jüngster Zeit in Aegypten eine sehr alte, in Uncialen geschriebene Handschrift der Perser des Aeschylos

BM. add. 41478

entdeckt. Des Näheren hieß es, die Ueberschrift sei in Hufeisenform geschrieben und enthalte zugleich eine Angabe über die Aufstellung der Personen und des Chors auf der Bühne. Diese Ueberschrift laute: „Arkesilaos, des Aristomachos Sohn, (schenkt) dem Hippokleides, des Glaukon Sohn, die Perser, die siebente der siebenundachtzig Tragödien des Aeschylos, des Sohnes des Euphorion aus Eleusis. Die Personen des Stückes sind: Chor der Greise, Bote, Atossa, Xerxes, Schatten des Dareios, Chor." Auch trug das Manuskript nach Brugschs Bericht eine interessante Unterschrift in kursiven Schriftzügen des sechsten Jahrhunderts n. Chr., wie sie aus kaiserlichen Briefen jener Zeit bekannt sind, welche besagte: „Und dieses (Buch) der in der Stadt der Thessalonicenser befindlichen Bibliothek (schrieb) in der dritten Indiktion des Jahres 6078 der Garderobewächter (σκευοφύλαξ) Leontios", d. h. im Jahre 570 n. Chr.

Also eine Handschrift eines freilich sonst bekannten Stückes von Aeschylos aus dem letzten Drittel des sechsten Jahrhunderts, während die älteste Aeschyloshandschrift, die wir noch besitzen, die Florentiner, erst aus dem elften Jahrhundert stammt. Welch' treffliche Hülfe ließ sich da für die Herstellung des bekanntlich stark verdorbenen Textes erwarten! Schon war man sich darüber einig, daß sich die Leipziger Bibliothek einen solchen Fund nicht entgehen lassen dürfe, doch sollte er zuerst noch durch einen Kenner geprüft werden. Dies übernahm der gefeierte Plautuskritiker Friedrich Ritschl, damals in Leipzig, der sich in früheren Jahren auch speziell mit Aeschylos beschäftigt hatte.

Zu dem Behuf fertigte Brugsch mit seinem Bruder eine genaue Durchzeichnung des ganzen Codex an und sandte dieselbe an Ritschl. Und was ergab sich? Da fiel schon das ganz und gar Ungewöhnliche der äußeren Gestalt der Handschrift auf: sie besteht aus fünf, sechzig Centimeter langen und neun Centimeter schmalen Streifen von dünnstem Pergament, die an ihrem

oberen Ende an einem Elfenbeincylinder befestigt sind und zwar so, daß man alle fünf Streifen bequem um diesen Cylinder rollen kann. Vier Streifen sind auf beiden Seiten beschrieben, der fünfte nur auf einer, in einer wunderschönen, aber sehr vergilbten Schrift, welche sich für Ueberschrift und Text als die nämliche herausstellte. Noch nie hatte man selbst bei den ältesten Manuskripten ein ähnliches Verfahren angetroffen.

Dann war es diese Ueberschrift, welche die schwersten Bedenken erregte: darin werden die Perser das siebente Stück von siebenundachtzig genannt. Zunächst stimmte die Zahl siebenundachtzig nicht zu den anderweitigen Ueberlieferungen, wonach die Lebensbeschreibung des Aeschylos von siebzig Stücken und Suidas von neunzig Stücken spricht. Doch konnte da ein genauerer, aus einer verloren gegangenen Quelle stammender Bericht vorliegen. Aber daß die Perser das siebente Stück genannt werden (wir haben bekanntlich gerade noch sieben Tragödien von Aeschylos), das war durchaus unbegreiflich: keine der erhaltenen Handschriften hat die Perser an siebenter Stelle, und nimmt man an, es hätten damals alle Stücke des Aeschylos noch existirt, so konnten die Perser nicht die siebente Stelle einnehmen, weder wenn die Anordnung alphabetisch, noch, wenn sie chronologisch war, denn im letzteren Falle müßte angenommen werden, Aeschylos hätte in den siebenundzwanzig Jahren nach seinem ersten dichterischen Auftreten nur sieben Stücke gedichtet, dagegen in den folgenden siebzehn Jahren nicht weniger als achtzig.

Nun schritt Ritschl zur Hauptsache, nämlich der Vergleichung des angeblich alten Textes mit der uns sonst bekannten Fassung. Da ergaben sich ganz merkwürdige Dinge. Nirgends ist eine Versabtheilung zu verspüren, alles ist, als ob's Prosa wäre, hintereinander geschrieben. Keine Scenen sind voneinander geschieden, selbst beim Wechsel der Personen findet keine Trennung statt. Dergleichen ist selbst bei den ältesten Handschriften unerhört.

Aber man fand noch mehr. Nirgends wird die vielfach verdorbene Ueberlieferung geheilt: es ist der landläufige Vulgattext mit ein paar Schreibfehlern, und zwar ist es der von Dindorf im Jahre 1827 besorgte Text, dem auch Wellauer gefolgt ist. Doch hat dieser an ein paar Stellen zuerst und allein ein paar Aenderungen von Gelehrten, darunter eine Ergänzung von Gottfried Hermann in den Text gesetzt, und diese — finden sich in der ägyptischen Handschrift. Also lag dem Fälscher die Wellauersche Ausgabe vor, ein Schluß, der zur Evidenz erhoben wird durch die Thatsache, daß von sämtlichen Ausgaben des Aeschylos, die wir kennen, einzig und allein die Wellauersche die Perser an siebenter Stelle bietet. Jetzt erklärte sich ohne Schwierigkeit jene merkwürdige Notiz in der Ueberschrift des ägyptischen Falsifikats: die siebente Tragödie des Aeschylos.

Ueber die Autorschaft dieser Fälschung sind wir nicht weiter unterrichtet, doch vermuthet Ritschl, daß der durch seine litterarischen Betrügereien zu trauriger Berühmtheit gelangte Grieche Simonides seine Hand im Spiel habe. Derselbe hatte bereits zu Anfang der sechziger Jahre eine Uranioshandschrift und zwar gleich einen Palimpsest im Schriftcharakter der Herkulanenser Papyrusrollen gefälscht, indem er sich dazu der einschlagenden Partien des Photius und des Stephanus von Byzanz bediente. Doch war der Betrug gleich 1863 durch Pertz, Ehrenberg und Dindorf und den Engländer John Murray aufgedeckt worden.

Man begreift leicht, welch' gewaltigen Schaden ein solcher Muthwille, wenn er nicht rechtzeitig und gründlich an den Pranger gestellt wird, in der Wissenschaft anrichten muß. Im Jahre 1726 erschien in Würzburg von Professor Behringer ein theurer Foliant mit zahlreichen Abbildungen von vorsündfluthlichen Versteinerungen von Spinneweben, sechsflügeligen Schmetterlingen, androgynen Urfröschen und anderen kostbaren Seltsamkeiten unter dem diesen Monstren entsprechenden Titel: Lithographiae Wirce-

burgensis ducentis lapidum figuratorum a potiore insectiformium prodigiosis imaginibus exornatae specimen cum multis figuris. Alle diese Dinge hatte Behringer unter Beihülfe seiner Schüler selbst gefunden und ausgegraben. Aber noch während des Druckes wurde er inne, daß dieselben ihn schändlich hintergangen hatten, indem sie jene sogenannten urweltlichen Versteinerungen selber in Kalkstein geritzt, gekritzt, das Ganze heimlich vergraben und dann im Beisein ihres Lehrers frohlockend wieder aufgefunden hatten. Das Buch erschien trotzdem, jedoch mit einem Anhang, in welchem der gute Mann mit blutendem Herzen Aufschlüsse zur Steuer der Wahrheit gab. Später jedoch wurden, soweit dies ging, die Abzüge zurückgezogen.

Solches wäre schon dazu angethan, gegenüber der früheren Zeit die Gegenwart mit dem Lächeln der Ueberlegenheit auszustatten, wenn wir nur nicht neben verschiedenem anderen unser „Buch der Wilden" von Abbé Domenech hätten, das unter dem Second Empire beim Hofbuchdrucker der Kaiserin am Anfange der sechziger Jahre in kostbarer Ausstattung mit sauber und fein ausgeführten Tafeln erstellt wurde. Hatten bei den früher genannten Beispielen die Editoren selbst wissentlich gefälscht oder waren sie die Opfer raffinirten Betrugs geworden, so haben wir es bei Abbé Domenech nur mit einer ins Unglaubliche gehenden Beschränktheit zu thun. Das Sudelheft eines deutschen Hinterwäldlerjungen, der in der elementarsten Weise sein schmutziges Herz aufs Papier schmierte und Erläuterungen in deutscher Sprache darüberschrieb, erschien hier in verschwenderischem Pompe als das „Buch der Wilden", versehen mit einem grundgelehrten Kommentare, in welchem diese Zeichnungen als Ausfluß der tiefsten kosmogonischen Offenbarungen der Indianer hochgepriesen und eingehend erläutert wurden. Die deutsche Wissenschaft hat sofort das mit unendlichem Uebermuth in die Welt gesandte Werk mit dem gebührenden

Hohn entlarvt, und seither sind alle Exemplare spurlos verschwunden.

Der Begriff Fälschung bezieht sich gemeiniglich auf die Erstellung von Dokumenten oder überhaupt Objekten, die in Wirklichkeit gar nicht existiren oder wenigstens so, wie sie vorgeführt werden, nicht existiren oder existirt haben. Naturgemäß ist damit in den weitaus meisten Fällen Schädigung fremder Interessen verbunden, wie bei der trügerischen Herstellung von Lebensmitteln, Wechseln, Münzen, Drucken, Unterschriften u. s. w., so daß sich das Kriminalrecht ganz speziell mit dieser Frage zu beschäftigen hat. Es kann nun nicht in unserer Absicht liegen, das Wesen der Fälschung in allen denkbaren Anwendungen, deren Zahl Legion ist, zu verfolgen, da dies weit über das bescheidene Maß unserer Kräfte und auch der uns zugemessenen Zeit hinausginge. Wir beschränken uns vielmehr darauf, jene Fälschung zu besprechen, welche sich unserer Kenntniß der Vergangenheit hindernd in den Weg stellt und zwar dadurch, daß sie die Hauptquelle unseres Wissens von den früheren Zeiten, nämlich das Schriftenthum, durch Aufstellung unwahrer Aktenstücke trübt. Denn noch auf einem anderen Wege, auf den wir hier nicht weiter eingehen können, wird das richtige Bild von den vergangenen Tagen mittelst Fälschung alterirt, nämlich dadurch, daß an und für sich echte Dokumente wissentlich falsch angewandt, erklärt, gedeutet, daß gewisse Daten aus dem Zusammenhang gerissen oder romantisch ausgeschmückt, wichtige begleitende Nebenumstände verschwiegen werden. Diese Art von Fälschung, welche auf die Unterdrückung der Wahrheit hinausläuft, ist auf allen Gebieten des Wissens zu finden, sobald Einer in ein bestimmtes System oder Dogma so blindlings verrannt ist, daß er keinen anderen Standpunkt zu würdigen oder auch nur zu sehen vermag. An der Bekämpfung solcher Fälschung, welche mit Mangel an Unparteilichkeit, Umsicht,

Ueberblick, Objektivität zusammenfällt, arbeitet die Wissenschaft durch das Mittel der Kritik auch heute noch tagtäglich und wird voraussichtlich bei allem Fortschritt noch so lange zu arbeiten haben, als dem menschlichen Erkenntnißvermögen die bekannten engen Grenzen gezogen sind. Das dagegen kann und muß schon jetzt von jedem echten Jünger der Wissenschaft gefordert und erreicht werden, daß er sich wenigstens nie und nimmer zu einer wissentlichen Unwahrheit hinabwürdige.

Unter diese Rubrik der Geschichtsfälschung fällt auch die Entstellung oder Verdrehung von Aussprüchen berühmter Männer. Das allbekannte Wort Galileis: E puor se muove, „Und sie bewegt sich doch," das er seinen Richtern ins Antlitz geschleudert haben soll, ist als eine solche Fälschung nachgewiesen durch die neuesten Untersuchungen über den Prozeß Galileis, welche zeigen, daß dieser vielmehr gerade im Gegentheil seinen klerikalen Gegnern die allergrößten Zugeständnisse gemacht hat. Gefälscht erscheint aber auch die angeblich im Jahre 1616 Galilei abgenöthigte Erklärung, daß er künftighin in keiner Weise als Verfechter seiner Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne auftreten werde. Es stellt sich nämlich heraus, daß er wohl die Verpflichtung eingehen mußte, diese Lehre nicht als sicheren Satz mitzutheilen, nicht aber, sie nur als Hypothese vorzutragen, und in der That hat letzteres auch Galilei in seinem Saggiatore ganz ausdrücklich gethan, ohne daß der Papst, dem doch diese Schrift eigens gewidmet war, deshalb gegen ihn eingeschritten wäre. Auch äußerlich trägt das fragliche Aktenstück vom Jahre 1616 lauter Zeichen der Unechtheit an sich.

Die Geschichtsforschung unserer Tage hat nach dieser Seite, namentlich im Bereiche der Urkunden, schon eine Menge der überraschendsten Resultate erzielt, auf die wir hier nur ganz allgemein verweisen können, da wir heute vornehmlich nur die beiden Litteraturen des klassischen Alterthums ins Auge zu fassen gedenken.

Vergleicht man das, was sich von der griechischen und der römischen Litteratur noch erhalten hat, mit deren ursprünglichem Bestand, so ist der Verlust ein ganz ungeheurer, und es begreift sich eben so sehr die Freude über jeden neuen Fund, wie die Nothwendigkeit einer scharfen Untersuchung desselben, da sich unter diesen Umständen nur allzuleicht Betrügereien einstellen. Von Epikur, welcher dreihundert Bücher geschrieben haben soll, darunter eine Schrift über die Natur allein in siebenunddreißig Büchern, ist nur noch vorhanden: erstens die dürftigen Fragmente der Volumina Herculanensia und zweitens, Einiges bei Diogenes Laertius, bestehend in einer Sammlung von vierundvierzig Sätzen Epikurs, ein paar Briefen und seinem Testament. Verloren sind ferner sämtliche Schriften der älteren Stoiker Zenon, Kleanthes, Ariston, Persaeos, Herillos, Chrysippos, Antipatros von Tarsos, Antipatros von Tyros, Panaetios, Apollonios von Tyros, Poseidonios, Athenodoros. Dann alle Schriften der alten, mittleren und neueren Akademie, darunter die des Kleitomachos von Karthago aus dem dritten Jahrhundert n. Chr., die sich auf mehr als vierhundert Bücher beliefen. Weiter die ganze römische Dramatik mit Ausnahme von Plautus und Terenz und Seneka. Von vierundsiebzig Werken Varros mit sechshundertzwanzig Büchern haben wir nur noch die Schrift über den Landbau und ein Stück über die lateinische Sprache. Dies nur wenige Beispiele. Wenn wir uns nur auf das Erhaltene verlassen könnten! Aber ein Blick auf die spärlichen Reste der beiden Litteraturen lehrt uns darunter noch dazu eine große Menge zweifelhafter Produkte kennen: namentlich sind es die ältesten Perioden, die mit solchen reich gesegnet sind. Denn je weniger man von den litterarischen Studien einer Zeit wußte, um so bereitwilliger schritt man zur künstlichen Ergänzung dieser unbequemen Lücken, theilweise schon früh, doch im großen und ganzen in verhältnißmäßig später Zeit, wo der Mangel

an geordneter Kritik ein solches Verfahren nur begünstigen mußte.

Gleich an der Schwelle der griechischen Litteratur, um 1250 vor Christo, begegnen wir mehreren unter dem Namen des Orpheus umlaufenden Gedichten, deren Echtheit bereits das Alterthum mit Recht angezweifelt hat. Denn selbst die achtundachtzig Hymnen mit ihrem religiös-mystischen Inhalt, der relativ sicherste Bestandtheil der orphischen Muse, können in ihrer jetzigen Form nicht älter sein, als das sechste Jahrhundert. Ja, sie dürfen überhaupt nur insofern als orphisch bezeichnet werden, als sie vielleicht zum Theil orphische Lehren und orphische Religionssätze enthalten. Bei den Argonautica, einem den Zug der Argonauten nach Kolchis schildernden Epos, lassen sich Spuren der Ueberarbeitung gar bis ins vierte Jahrhundert nach Christo verfolgen, wie die merkwürdige Mischung älterer und neuerer Vorstellungen zeigt. Der gleichen Zeit gehören die epischen Gedichte über die Steine und über die Erderschütterungen an.

Nicht besser ist es dem Musäus, dem angeblichen Zeitgenossen des Orpheus ergangen. Das ihm früher zugeschriebene kleine Epos von der Liebe des Leander und der Hero ist jetzt, wie Inhalt, Metrik, Sprache und Geist des Gedichtes lehrt, einem ganz anderen Musäus zuertheilt worden, welcher im fünften Jahrhundert nach Christo lebte und der epischen Schule des Nonnos angehörte.

Ferner liegt uns eine große Sammlung Sibyllinischer Orakel aus angeblich ganz alter Zeit vor, doch finden sich darin eine Menge Anspielungen auf die christliche Religion und sonstige spätere Zustände, sogenannte Vaticinia ex post, denen es wenig hilft, daß ihnen die Namen des Olenos, Musäus, Teiresias, Bakis, der Manto und der Phemonoe vorgesetzt sind.

Ueberhaupt ist diese ganze Klasse von Litteratur fort-

währender Erweiterung ausgesetzt. So werden selbst noch der lykophronischen Kassandra aus der Alexandriner Zeit am Schlusse Weissagungen in den Mund gelegt, welche viel spätere Zeiten zur Voraussetzung haben und nur als spätere Anhängsel gefaßt werden können.

Auch die beiden homerischen Epen gehören in gewissem Sinne hierher, insofern sie als einheitliche Werke eines bestimmten Dichters überliefert werden, was sie nicht sind, und als zu einer festgesetzten Zeit verfaßt, während verschiedene Altersstufen unterschieden werden können. Um von den vielen fremden Zuthaten und Ausschmückungen, von den häufigen, unpassend angebrachten Wiederholungen zu schweigen, ist hier namentlich das Eindringen von hesiodischen Bestandtheilen zu betonen, wie in der Ilias der Schiffskatalog des zweiten Buchs und in der Odyssee der Frauenkatalog im elften Gesang, dessen hesiodischer Ursprung durch die wichtige Stelle der Bernerscholien zu Vergils Georgica bezeugt wird. Noch weiter geht die Homerfrage, indem sie die Richtschnur der poetischen Einheit an die beiden großen Gedichte anlegt. Denn eine Einheit ist wohl da, aber wesentlich verschieden von jener Einheit, welche ein Produkt poetischen Schaffens, ein Erzeugniß planvoller Kunst ist, welchen Maßstab man deshalb wohl anlegen darf, weil die einzelnen Stücke in meisterhafter Vollendung vorliegen. Uebrigens ist der uns heute gebotene Text lediglich eine Frucht alexandrinischen Fleißes und also nicht älter, als das dritte Jahrhundert vor Christo. Ganz abzutrennen ist der sonstige homerische Nachlaß der Hymnen, des Froschmäuslerkriegs und der kleineren Gedichte, sowie mehrere der zahlreichen Biographien Homers, von denen fälschlich eine dem Vater Herodot und eine andere dem Plutarch zugeschrieben wird.

Auch die Werke Hesiods haben viele Veränderungen erfahren; von dem Schild des Herakles ist der größere Theil,

welcher den Kampf zwischen Herakles und Kyknos enthält, ganz deutlich jüngeren Datums; der Zweikampf gar zwischen Homer und Hesiod ist erst in christlicher Zeit entstanden.

Unter dem Namen der Erinna, Sopphos Zeitgenossin, die also dem siebenten und sechsten Jahrhundert angehört, ist uns ein Hymnus auf die Herrscher Roms überliefert, der nur aus römischer Zeit herrühren kann.

Auch die Moralsätze des Theognis, der in der Mitte des sechsten Jahrhundert vor Christo lebte, besitzen wir nur in einer späteren Sammlung, deren ganz äußerliche Anordnung von selbst zu vielen fremdartigen Erweiterungen einlud.

Der gleichen Epoche gehört Phokylides an: aber das ihm zugeschriebene hexametrische Lehrgedicht stammt aus christlicher Zeit, so wie die goldenen Sprüche des Pythagoras erst von einem späteren Pythagoreer zusammengestellt wurden. Pythagoras selbst nämlich hat den besten Zeugnissen zufolge keine Schrift hinterlassen, und es erweisen sich daher die massenhaften Werke, welche seit dem ersten vorchristlichen Jahrhundert auf seinen Namen geschrieben wurden, cirka sechszig an der Zahl, als Studien der Angehörigen seiner Schule, von denen der Neuplatoniker Jamblich in seiner Lebensbeschreibung des Pythagoras ausdrücklich bemerkt, es sei als ein schönes Zeichen von Anhänglichkeit zu betrachten, daß die späteren Pythagoreer ohne Anspruch auf eigenen Ruhm ihre Entdeckungen und Schriften dem Stifter ihrer Schule beigelegt hätten. Freilich soll da Pythagoras auf einmal Dinge behauptet haben, welche erst von Plato, Aristoteles oder den Stoikern ausgesprochen wurden, aber das nahm man mit der größten Gemüthsruhe hin.

Auch von Aesop ist kaum eine der Fabeln in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten: überall treten uns darin Erweiterungen und Zusätze mannigfachster Art entgegen, was nicht zu verwundern, wenn man vernimmt, daß unsere heutigen Aesop-

sammlungen sämtlich auf die im vierzehnten Jahrhundert erfolgte Bearbeitung des Byzantiners Maximus Planudes zurückgehen.

Dann ist unecht von Empedokles das Gedicht über die Kugel und das Meiste von Anakreon, das späterer, ja zu großem Theil ganz später Zeit angehört und höchstens als Bearbeitung und Nachahmung echter Lieder zu Anakreon in Beziehung steht; aber es ist bezeichnend, daß in dieser von Konstantinos Kephalas im zehnten Jahrhundert veranstalteten Sammlung gerade die sonst von antiken Autoren citirten Beispiele anakreontischer Poesie sämtlich fehlen.

Die griechischen Dramen hatten, so lange sie noch im dionysischen Wettkampf aufgeführt wurden, im ganzen weniger unter Verfälschung zu leiden, obwohl der Gedanke des Redners Lykurgos, von Staats wegen ein Exemplar der drei Tragiker herzustellen und die Aufführung einer der Tragödien künftig von dessen Benutzung abhängig zu machen, das bisherige Eindringen von allerlei Verderbnissen voraussetzt. Auch hat die von Dr. Oeri eingeführte, in vielen Fällen, z. B. in der Andromache des Euripides nicht abzuweisende Responsionstheorie zur Entdeckung der offenkundigsten Interpolationen geführt. Namentlich werden gerne ähnlich klingende Stellen aus anderen Stücken der nämlichen oder auch anderer Dichter eingeschoben: sie verrathen sich gewöhnlich dadurch, daß sie doch nicht recht in den Zusammenhang passen, auch dadurch, daß sie etwas abgeändert sind. Interessant ist, wie Oeri diese Interpolationen erklärt: es sind nicht solche von Schauspielern, die sich mit der faden Verwässerung, welche solche Ersatzstücke meist kundgeben, nur selbst geschadet hätten, sondern von Handschriftenverkäufern, die den Ruhm, vollständigere Exemplare zu besitzen, beanspruchen und dadurch ihre Ausgaben preiswürdiger machen wollten. Doch trifft auch hier die Hauptschuld die spätere Zeit. Sämtliche unter dem Namen des Thespis gehenden Fragmente sind er-

dichtet: hatte doch nach Diogenes Laertius noch der berühmte Schüler des Aristoteles, Heraklides Pontikus, ganze Tragödien, die er selber angefertigt, mit dem Namen des Thespis ausgestattet in Umlauf gesetzt. Doch der Betrüger erhielt seine verdiente Strafe, indem er durch einen anderen noch überlistet wurde. Ein gewisser Dionysios Metathemenos gab ein Stück Parthenopäos als sophokleisch heraus, und der gleiche Heraklides glaubte es ihm. Unter den euripideischen Stücken ist das Fragment der Danae entschieden zu streichen, wie auch der ganze Rhesus, welcher einen untergeordneten Genius verräth.

Dazu kommen noch fünf Briefe des Euripides an den König Archelaos, an Sophokles und an Kephisophon, deren Echtheit schon im Alterthum durch einen gewissen Apollonides in einer mindestens acht Bücher umfassenden Schrift „über erlogene Geschichte" energisch angegriffen worden ist. Derselbe unterwarf eine Briefsammlung des Aratos der gleichen Censur und bezeichnete als Fälscher einen Sabirius oder Rabirius Pollio. In der That enthalten jene Briefe eine wahre Blumenlese von Absurditäten und Gedankenleere. Namentlich können sich die Briefe an Archelaos nicht oft genug in dem Gedanken ergehen, wie schön es sei, wenn ein Fürst so würdigen und achtbaren Männern, wie er, Euripides, einer sei, Wohlthaten erweise; ja es heißt darin sogar, wenn Archelaos einmal vom Thron gestürzt werde, so werde ihm eines jedenfalls verbleiben, nämlich die Erinnerung an das erwiesene Gute. Oder es erzählt Euripides dem König, wie der Vater zweier pelläischer Jünglinge, deren Befreiung jener von ihm erwirkt, überall die Athener gepriesen habe, daß sie so treffliche Bürger hätten, wie ihn, den Euripides nämlich! Dazu ist die Sprache ein abscheuliches Griechisch, gespreizt, dunkel, unmündig, die Verbindung der Gedanken unlogisch, kurz in allem zeigt sich das direkte Gegentheil von der wohlbekannten Redeflüssigkeit des Euripides.

Ueberhaupt steht die gesamte griechische Brieflitteratur auf bedenklich schwachen Füßen. Galt es doch bei den Sophisten und Redekünstlern als willkommene Stilübung, Reden oder Briefe im Namen eines großen Philosophen, Feldherrn, Staatsmannes u. s. w. ihre Schüler niederschreiben zu lassen und zwar mit der stehenden Einführung: „was würde N. N. unter diesen oder jenen Umständen sprechen oder gesprochen haben?" Einen Wiederhall dieser Uebungen finden wir noch in den Heroiden des Ovid, wenn z. B. dieser selbst der Penelope einen Liebesbrief an den in der Ferne weilenden Odysseus in die Feder diktirt. Kein Wunder, wenn die Kritik diese Litteraturgattung scharf aufs Korn genommen hat.

Eine Musterleistung auf diesem Gebiet sind Richard Bentleys Untersuchungen über die Echtheit der Briefe des Phalaris, geschrieben gegen einen gläubigen Herausgeber derselben, Charles Boyle, in den neunziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts. Diese Briefe, deren Echtheit schon von Photius und unter den Neueren von Menagius, Angelus Politianus und Lilius Gyraldus angezweifelt worden, geben sich als eine Privatkorrespondenz des um 560 v. Chr. lebenden Tyrannen Phalaris von Agrigent auf Sizilien aus, sind aber, wie aus einer Menge historischer Schnitzer ersichtlich, erst in der nachchristlichen Zeit, etwa im vierten oder fünften Jahrhundert, angefertigt worden. So wird z. B. von Phalaris die Bewohnerschaft der Stadt Phintia erwähnt, welche erst zweihundertfünfzig Jahre nach ihm gegründet worden ist, ähnlich die Stadt Alässa, die erst hundertvierzig Jahre nach Phalaris gebaut wurde. In einem Briefe verschenkt ferner Phalaris an seinen Arzt, der eine große Kur an ihm gemacht, zehn Paar therikleischer Gefäße, d. h. solcher Vasen, die nach einem Töpfer Therikles von Korinth benannt sind, welcher hundertzwanzig Jahre später als Phalaris lebte. Weiter erscheinen Zankle und Messana als zwei gleichzeitige, selbständige Städte, während in Wirklichkeit

Messana erst an Stelle des zerstörten Zankle gegründet ward und zwar in der Zeit des Xerxes, also wieder viel später als Phalaris. Dann werden Bürger von Tauromenium erwähnt, während diese früher Naxier hießen und erst hundertsechzig Jahre nach Phalaris den Namen Tauromeniten annahmen. Auch wird stets nach attischem Gelde gerechnet, obgleich auf Sizilien, wo diese Briefe geschrieben sein wollen, ein ganz anderer Münzfuß in Gebrauch war. Aehnlich steht es mit der Sprache, die nicht dorisch, sondern wiederum attisch ist und sich dabei einer Menge von Redewendungen bedient, die nachweislich erst von späteren Autoren zum erstenmal in Umlauf gesetzt wurden. Kurz, es herrscht nicht der mindeste Zweifel mehr, daß wir es hier mit einer großartigen sophistischen Fälschung zu thun haben, deren Ursprung erst etwa tausend Jahre nach Phalaris' Zeit fällt, und die sich zu allem, was bis dahin über Phalaris überliefert worden, in bewußte Opposition setzt.

Das Gleiche ist von den Briefen des Themistokles und des Sokrates und seiner Schüler Xenophon, Aristipp, Simon, Phädrus u. s. w. zu sagen. So heißt es in zweien dieser Briefe (Nr. 13 u. 25), Phädrus habe den Sokrates überlebt, während nach Athenäus Plato den Fehler gegen die Chronologie begangen hat, daß er den Phädrus in dem gleichnamigen Dialog sich mit Sokrates unterreden lasse, obgleich dieser unfehlbar vor den Tagen dieses Philosophen gestorben sein müsse. In einem anderen Brief, der noch bei Lebzeiten des Sokrates geschrieben sein will, lesen wir, daß die Anklagerede gegen Sokrates von einem gewissen Polykrates verfaßt sei; bei Isokrates jedoch und Diogenes Laertius vernimmt man deutlich, daß jene Schrift einfach eine sophistische Prunkrede war, welche nach Sokrates' Tode verfaßt wurde, da darin die Mauern des Konon erwähnt waren, ein Ereigniß, welches sechs volle Jahre später fällt. Oder es wird an einer anderen Stelle eine Doppel-

heirath des Sokrates mit Myrto und Xanthippe angenommen, während wir aus Plutarch wissen, daß Panaetios hinlänglich die auf eine unterschobene Schrift des Aristoteles zurückgehende Meinung widerlegte, daß Sokrates zwei Frauen gehabt: weder Plato noch Xenophon noch Aristophanes haben die Myrto je erwähnt. Dazu kommen noch viele andere sprachliche und sachliche Absonderlichkeiten, welche ebenfalls Bentley aufgedeckt hat.

Nicht minder sind gefälscht die Briefe des Anacharsis, des Pythagoras und seiner Schule, des Platon, Isokrates, Demosthenes, Aeschines und Diogenes von Sinope.

Unecht ist ferner die Schrift des Herodot über Homer, das letzte Buch des Thukydides, mehreres von Xenophon, wie der Agesilaus, die Apologie des Sokrates, die Schriften über den Staat der Athener und Lakedämonier, über die Einkünfte und der Schluß der Kyropädie. Dann von dem Sophisten Gorgias die Lobreden auf Helena und Palamedes, mehrere Reden von Alkidamas, Antiphon, Lysias, Isokrates, Demosthenes.

Auch die philosophische Litteratur ist vielfach durch untergeschobene Schriften alterirt worden. Ein Werk des Pythagoreers Okellos von Lukanien, der um 500 v. Chr. lebte, handelt über die Natur des Weltalls, aber in attischer Sprache, während Okellos dorisch geschrieben haben müßte. Auch ist der Inhalt ungeordnet: beginnend mit einer stark wiederholten Auseinandersetzung über die Ewigkeit des Weltalls schließt das kleine Schriftchen mit ganz gut gemeinten, aber trivialen Vorschriften über die Ehe plötzlich ab. Das Ganze setzt vielmehr ein Studium der platonischen Schriften (namentlich der Republik) voraus. Ebenso ist die Schrift des Timäus (um 400) über die Seele der Welt und Natur zweifelhaft, sowie die des Archytas über die Natur des Weltalls, ferner ein Werk des Atomisten Demokritos von Abdera, betitelt „Physisches und Mystisches".

Dann mehrere Dialoge der sogenannten unvollkommenen Sokratiker, des Aeschines und Kebes, und ziemlich viele Stücke von Plato, von dessen vierunddreißig erhaltenen Dialogen nicht weniger als elf den Stempel der Unechtheit an sich tragen, ganz abgesehen von sieben bereits in der Ueberlieferung als unecht bezeichneten Stücken.

Von den Werken des Hippokrates (460—372), deren im ganzen siebenzig aufgezählt werden, können nur ganz wenige als authentisch bezeichnet werden, und auch diese wurden größtentheils durch spätere Ueberarbeitung verfälscht. Es kam dies daher, weil mehrere medizinische Schriftsteller denselben Namen führten und ferner, weil die Ptolemäer für hippokratische Handschriften besonders hohe Preise zahlten: so ging die Verfälschung schon von den nächsten Verwandten des Hippokrates aus.

Weiter ist das aus sechs Büchern bestehende astronomische Gedicht Ἀποτελεσματικά, das unter dem Namen des um 263 v. Chr. lebenden Manethon geht, erst etwa im fünften Jahrhundert n. Chr. verfaßt, während die denselben Namen tragende Schrift über die Könige der Aegypter eine Stilübung des berüchtigten Fälschers Annius von Viterbo ist.

Unter den Historikern erscheint Berosus von Chaldäa als Hauptschriftsteller des dritten Jahrhunderts v. Chr., aber sein fünf Bücher starkes Werk über die Antiquitäten hat den schon genannten Humanisten Annius von Viterbo zum Verfasser. Mit Kallisthenes, dem zeitgenössischen Geschichtsschreiber der Feldzüge Alexanders des Großen, wird ein gewöhnlich Pseudokallisthenes genannter Autor identifizirt, dessen Geschichte Alexanders des Großen erst etwa im zweiten Jahrhundert n. Chr. verfaßt sein kann und von romantisch-mystischen Ausschweifungen wimmelt. Eine lateinische Bearbeitung dieses Werkes durch Julius Valerius ist noch später anzusetzen, und die des Archipresbyters Leo, die Grundlage der mittelalterlichen

französischen und deutschen Alexanderromane, fällt gar erst ins zehnte Jahrhundert. Darnach soll Alexander der Sohn eines ägyptischen Königs Nectanabus gewesen sein, der, als Astrolog in Macedonien sich aufhaltend, mit Olympias ein Verhältniß gehabt, und dergleichen mehr. Von Diodor ferner wurden 1639 einige Briefe in italienischer Sprache herausgegeben, ohne daß sich deren Echtheit hätte nachweisen lassen.

Auch unter den Werken des Plutarch befinden sich mehrere verdächtige Schriften, theils Biographien, theils solche philosophisch-moralischen Inhalts. Ferner ist die acht Bücher haltende Geographie des Ptolomäus aus dem dritten Jahrhundert n. Chr., welche lange Zeiten hindurch als allgemeines Handbuch der Geographie diente, stark mit Zusätzen versehen worden, und von dem geographischen Leitfaden des Agathemeros ist das zweite Buch eine verworrene Wiederholung des ersten und von einem andern Verfasser.

Bei Aristoteles erregt schon der Umstand Verdacht, daß die erhaltenen griechischen und arabischen Verzeichnisse seiner Schriften nicht miteinander übereinstimmen; des näheren erscheinen unecht die Werke über die Winde, über die Welt, über den Himmel, das zehnte Buch der Thiergeschichte, die Physiognomik, die Schriften über die Pflanzen, über die Farben, die Rhetorik an Alexander, die Oekonomik und eine Anzahl Briefe; dazu kommen noch mehrere nur in lateinischer oder arabischer Sprache überlieferte Bücher, von denen sich die meisten als untergeschoben herausgestellt haben, wie das Secretum Secretorum, die königliche Physiognomie, der Lapidarius, die mystische Philosophie der Aegypter. Die Fälschung aristotelischer Schriften begann schon frühzeitig. Ammonius erzählt in seinem Kommentar zu Aristoteles' Kategorien wörtlich: „Es wird berichtet, daß Ptolomäus Philadelphus sich sehr für die Schriften des Aristoteles interessirte und sogar Geld gab Denen, die ihm Bücher des Philosophen brachten: daher setzten Manche, um sich Geld zu erwerben, den

Namen des Philosophen als Titel auf die Schriften Anderer."

Ebenso steht es um mehrere Schriften des Euklid und Archimedes.

Auch Theophrasts Hauptwerk über die Charaktere besitzen wir nur in einem Auszug und in späterer Bearbeitung. Ferner sind von dem fabelhaften Hermes Trismegistos, der 1500 v. Chr. gelebt haben soll, noch mehrere apokryphe Schriften vorhanden, deren Abfassungszeit jedoch ins zweite und dritte Jahrhundert n. Chr. fällt, theils astrologischen, theils alchemistischen Inhalts; so eine Abhandlung über den Stein der Weisen, über den Saft der Pflanzen u. dgl., sämtlich von Neuplatonikern herrührend.

Dann werden von den achtzig Schriften des Lucian fünfundzwanzig als unecht oder zweifelhaft betrachtet, sowie manches von Galen. Im Hirtenroman des Longus haben alle Ausgaben vor 1810 im sechsten Kapitel des ersten Buches eine Lücke, die plötzlich in der Ausgabe Couriers nach einer Florentiner Handschrift ausgefüllt erscheint: aber die betreffende Stelle dieser Handschrift wurde von Courier unleserlich gemacht, so daß man ihn nicht kontrolliren kann. Endlich wird das meist aus Euripides gezogene Drama „Der leidende Christus" fälschlich dem Gregorios von Nazianz im vierten Jahrhundert n. Chr. zugeschrieben.

Von der römischen Litteratur ist zunächst alles, was sich auf die ältere römische Geschichte bezieht, verdächtig. So erwies sich der im Jahre 181 v. Chr. zu Rom gemachte Fund von angeblich auf den König Numa zurückgehenden Schriften, die, wie von Livius berichtet wird, trotz der vierhundertneunzig Jahre noch ganz frisch aussahen — man wollte sie in einem steinernen Kasten gefunden haben — als eine unverschämte Fälschung, da sie eine Entwickelung der Philosophie des Pytha-

goras enthielten, der erst anderthalb Jahrhunderte nach Numa gelebt hat. Geschrieben waren noch dazu diese Stücke, deren Zahl von Plinius, Livius und Plutarch verschieden angegeben wird, auf ägyptischem Papyrus, der erst lange nach Numa zur litterarischen Verwendung kam. Man kann sich denken, wozu allem da der alte König Numa hat herhalten müssen. Aber ob nicht am Ende der Inhalt dieser Dinge doch noch erträglicher war, als das, was der oder die von Apollo und allen Musen verlassene M. v. Ascheradten in dem auf Weihnachten 1885 fertiggebrachten und mit biederen Anmerkungen ausgestatteten Roman „Numa" der Welt glaubte darbieten zu dürfen? Und warum sollte denn nicht, nachdem der ägyptische Hippogryph zur Genüge abgeritten worden, es einmal mit dem Altetruskischen und Urrömischen probirt werden? Der Himmel bewahre die Alterthumswissenschaft vor solchen Freunden!

Auch die Behauptung des Historikers Licinius Macer, er habe sich zu seinem Geschichtswerk der auf Linnen geschriebenen Aufzeichnungen bedient, hat wenig Wahrscheinlichkeit, da Urkunden von solchem Stoff den gallischen Brand kaum überdauert haben werden.

Von Plautus betrachtete schon Varro nur einundzwanzig Komödien als echt, die, welche wir noch besitzen; als wahrscheinlich echt neunzehn, die übrigen (sechzig bis neunzig) als unecht: unter den letzteren befanden sich viele ältere Stücke, welche Plautus überarbeitet hatte. Von den Bacchides, deren erste Scenen verloren gegangen sind, enthalten ältere Ausgaben eine von Antonio Beccadelli aus Palermo verfaßte Ergänzung, während die letzte Scene des Poenulus in doppelter Fassung vorliegt, von denen nur eine von Plautus selbst herrühren kann. Eine im vierten Akte des Amphitruo vorhandene Lücke hat Hermolaus Barbarus im fünfzehnten Jahrhundert ausgefüllt. Solche Ergänzungen aus neuerer Zeit findet man auch im Pseudolus, im Mercator und in der Aulularia. Meursius wollte

die falschen Einsätze der letzteren in einem alten Codex gefunden haben, weshalb Niebuhr an ihr höheres Alter glaubte; aber es hat sich herausgestellt, daß Meursius damit die im Jahre 1500 gedruckte Ausgabe des Baptista Pius meinte, nach dem bekannten Sprachgebrauch jener Zeit, wonach vetus codex einfach ein altes Buch heißt. Eine dieser Scenen rührt von Codrus Urceus her.

Aehnlich verhält es sich mit Terenz' Andria.

Von Ennius' Annalen giebt es viele gefälschte Citate, welche im Jahre 1595 durch Merula eingeschmuggelt wurden. Die dem älteren Cato zugeschriebene Sentenzensammlung, Disticha Catonis genannt, stammt aus der letzten Zeit der römischen Litteratur; selbst seine Schrift über den Landbau hat eine modernisirende Ueberarbeitung erfahren.

Dazu kommen verschiedene apokryphe Reden aus alter Zeit, so eine des älteren Scipio Afrikanus, eines Zeitgenossen des Cato, gegen den Volkstribunen Naevius, welche aber schon von Cicero angezweifelt wurde, eine andere des Sempronius Gracchus, weitere, die erst nach dem Tode der betreffenden Redner von Anderen aus dem Gedächtniß niedergeschrieben wurden.

Unter den ciceronischen Schriften befindet sich eine ausführliche Rhetorik, wegen ihrer Widmung rhetorica ad Herennium genannt, welche man wegen der großen Aehnlichkeit, die zwischen ihr und dem Werk Ciceros über die Auffindung des rednerischen Stoffs herrscht, schon im Alterthum dem großen Redner beilegen zu müssen glaubte: aber die Verschiedenheit in vielen Hauptpunkten ist noch größer, als die Aehnlichkeit, und zudem citirt Quintilian die Schrift unter dem Namen eines gewissen Cornificius, welcher der sullanischen Zeit angehörte. Außerdem sind einige Reden auszuscheiden, darunter die Streitreden zwischen Cicero und Sallust, welche immerhin schon aus der ersten Kaiserzeit zu stammen scheinen, da sie von Quintilian

erwähnt werden. Unter den Briefen ist das in Deutschland aufgefundene, von Cratander herausgegebene zweite Buch der Briefe an Brutus deshalb stark angezweifelt und von Orelli geradezu dem fünfzehnten Jahrhundert beigelegt worden, weil es sich bisher in keiner Handschrift hat wieder auffinden lassen.

Die nur aus Citaten bekannte Trostschrift, welche Cicero beim Tode seiner Tochter Tullia verfaßte, erschien plötzlich vollständig in Köln im Jahre 1583 mit dem Titel: „ein eben erst aufgefundenes und zum erstenmal edirtes Buch": aber der Verfasser war Sigonius; ferner wurde in Bonn im Jahre 1811 ein viertes Buch de natura deorum durch einen gewissen Seraphinus herausgegeben, den nachmaligen Superintendenten Cludius in Hildesheim, welcher 1835 starb. Ja noch im Jahre 1853 veröffentlichte Ferrucci in Modena neue Fragmente aus Ciceros Schrift über das Fatum, die er in einem Palimpsest gefunden haben wollte, aber Ritschl wies sofort die Fälschung nach. Ein anderes verlorenes Werk Ciceros de gloria, das Petrarca noch gekannt haben will, soll von Philelphus und Alcyonius im fünfzehnten Jahrhundert benutzt und dann verbrannt worden sein. Zwei grammatisch-rhetorische Schriften, die unter Ciceros Namen gehen, Synonyma und Differentiae sermonum genannt, hängen mit Cicero nur insofern zusammen, als dessen Werke den Stoff dazu geliefert haben. Dagegen ist ganz apokryph ein Lehrgedicht Orpheus oder über den fleißigen Jüngling, welches Cicero für seinen in Athen studirenden Sohn gedichtet haben soll.

Nicht von Cäsar rühren her der Schluß der Beschreibung des gallischen Kriegs (Buch 8) und die Schilderungen des alexandrinischen, spanischen und afrikanischen Feldzugs: dabei ist der Unterschied des Stils der beiden letzten im Vergleich zu den ersten so groß, daß nicht einmal der nämliche Verfasser für alle diese pseudocäsarischen Schriften angenommen werden kann. Die beiden ersten, welche Cäsars Schreibweise näher kommen,

geben sich in der Vorrede zum achten Buch des gallischen Krieges ganz deutlich als nichtcäsarisch zu erkennen.

Von den sallustischen Werken sind außer der Schimpfrede gegen Cicero noch zwei Briefe an den alten Cäsar über die politischen Zustände der damaligen Zeit untergeschoben; sie ahmen wohl den Stil des Sallust nach, stammen aber aus der späteren Kaiserzeit.

Der augusteischen Zeit wollten die elf Fragmente der offiziellen Staatszeitung (der Acta diurna populi Romani) angehören, welche Pighius im Jahre 1615 in seinen Annalen (II. p. 378) veröffentlichte; der Fund war nicht wenig geeignet, Jedermanns Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, da in diesem ältesten Intelligenzblatt der Welt höchst interessante Dinge über Geburts- und Todesfälle, Heirathen, Ehescheidungen u. s. w. zu lesen waren. Doch erwiesen sich diese Stücke durch die Bank als ein ohne Erfolg durch Dodwell und Lieberkühn vertheidigtes Machwerk des fünfzehnten Jahrhunderts. Ein Produkt der nämlichen Zeit ist das von Bedrot 1532 herausgegebene Schriftchen über den Stammbaum des Augustus (de progenie Augusti Caesaris).

Vergils Freund Aemilius Macer hat zu einem in Hexametern abgefaßten Gedicht über die Heilkräfte der Pflanzen seinen Namen leihen müssen; doch hat dies einen Arzt Odo zum Verfasser und stammt aus der karolingischen Zeit. Ueber Vergil selbst sind im Mittelalter die abenteuerlichsten Nachrichten in Umlauf gesetzt worden, indem man ihn mit einer mysteriösen Gestalt der letzten römischen Zeiten, dem sogenannten Zauberer Virgilius verwechselte. Dies zeigt sich am auffallendsten bei der von Donat verfaßten Biographie des Vergil, wo zwischen älteren Handschriften, wie einer vortrefflichen Berner aus dem neunten Jahrhundert, und den jüngeren eine grundsätzliche Verschiedenheit besteht. Die kleineren Gedichte, welche außer Bucolica, Georgica

und Aeneis noch unter Vergils Namen gehen, fallen theils noch in die augusteische Zeit, theils gehören sie, wie die Elegien auf Mäcenas, dem ersten Jahrhundert n. Chr., mehrere erst den allerletzten Perioden der römischen Litteratur an.

Von Vergils unglücklichem Freunde Cornelius Gallus, dem nämlichen, welcher in Beckers Antiquitätenroman die Hauptrolle spielt, wußte man, die Notiz bei Vergil abgerechnet, bis zum Jahre 1590 nichts weiter: da erschienen auf einmal unter seinem Namen fünfzig Disticha auf Lycoris, von Aldus Manutius edirt. Darin befanden sich mehrere künstlich berechnete Lücken, es fehlten alle größeren Verderbnisse, und die Uebereinstimmung mit bekannten Stellen aus Vergil, Horaz, Tibull und Ovid überschritt das erlaubte Maß. Mit ein paar ebenfalls auf den Namen des Gallus geschriebenen Epigrammen verhielt es sich ähnlich, wie auch mit einigen anderen von Kaspar Barth, einem notorischen Fälscher, zum erstenmal veröffentlichten Gedichten der lateinischen Anthologie.

Tibulls Elegien wurden um ein ganzes Buch erweitert: denn das dritte Buch hat einen gewissen Lygdamus zum Verfasser.

Unter Ovids Heroiden finden sich drei zuerst in Vicenza 1480 unter dem Namen des Sabinus edirte Briefe, welche den Italiener Angelus Quirinus Sabinus aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zum Verfasser haben; ferner sind unecht die Elegie über die Nuß und mehrere dem Mittelalter angehörige Gedichte über die Nachtigall, die Läuse, den Floh, das alte Weib und die Ohrenheilkunde. Anderes wurde der Namensgleichheit halber dem Ovidius Naso zugeschrieben, während es den unter Karl dem Großen lebenden Dichter Naso (Modoin) betrifft.

Unter dem Namen des unter Augustus und Tiberius lebenden Historikers Fenestella wurden 1510 in Wien zwei Bücher über die Obrigkeiten und Priesterämter der Römer

veröffentlicht, deren Verfasser der im Jahre 1452 verstorbene Kanonikus Andreas Fiocchi war, dem es nichts verschlug, unter den altrömischen Priestern auch Bischöfe und Erzbischöfe figuriren zu lassen.

Das angeblich von Apicius, einem Zeitgenossen des Tiberius, verfaßte Kochbuch ist, wie eine darin vorkommende Hinweisung auf den Kaiser Heliogabal zeigt, erst im dritten Jahrhundert n. Chr. verfaßt.

Die Fabeln des Phädrus wurden im fünfzehnten Jahrhundert von Perotti in erweiterter Gestalt herausgegeben und zwar mit eigenen Zusätzen, wie er selbst zugab: wie weit jedoch dieselben gingen, ist deshalb schwer festzustellen, weil die betreffende Handschrift im Jahre 1774 verbrannt ist.

Unter die Schriften des Seneka gerieth ein aus vierzehn Stücken bestehender inhaltsloser und unbedeutender Briefwechsel zwischen Seneka und dem Apostel Paulus, den jedoch bereits Hieronymus und Augustinus vorfanden. Ferner erscheint Seneka als Verfasser eines Werkes über die Formel des ehrbaren Lebens, das aber, wie die Widmung zeigt, vom Bischof Martinus Dumiensis aus dem sechsten Jahrhundert herrührt. Auch das ihm zugeschriebene Buch über die Sitten muß, weil Sprüche aus christlichen Schriftstellern enthaltend, späteren Ursprungs sein: darin findet sich z. B. der Satz: eleemosyna non tam accipientibus quam dantibus prodest. Daß die Tragödie Octavia nicht ihm angehört, ergiebt sich zur Genüge daraus, daß sie den Sturz des Nero erwähnt, welcher erst drei Jahre nach Senekas Tod stattfand.

Dann sind nicht wenige, im ganzen unbedeutende grammatische Traktate aus den spätesten Jahrhunderten mit den vornehmen Namen der bedeutendsten Grammatiker des ersten Jahrhunderts n. Chr. wie des Askonius Pedianus, Probus, Cornutus und Asper geschmückt.

Das Satirikon des Petronius wurde 1693 durch Nodot und 1800 durch Lallemand mit falschen Zusätzen bereichert. Ersterer wollte in Belgrad einen vollständigen Petron gefunden haben, wurde aber sofort von einer Reihe Gelehrter, Leibniz voran, glänzend des Betruges überwiesen. Auch anderswo spukte der ganze Petron. So reiste Einer, da er in einem Reisehandbuch gelesen, daß man in Bologna den ganzen Petronius aufbewahre, extra dorthin, und man zeigte ihm auf seine Nachfrage hin — den Kadaver des heiligen Petronius. Wurde doch in Paris von einem gewissen Baudius sogar der Teufel darüber befragt, wo der ganze Petron stecke.

Unter dem Namen des Satirendichters Turnus, der unter Domitian lebte, veröffentlichte im siebzehnten Jahrhundert Balzac angeblich aus einer alten Handschrift ein Gedicht mit dem Titel: Indignatio in poetas Neronianorum temporum, doch wurde dasselbe noch bei Balzacs Lebzeiten unter dem Titel: „Fingirtes" in die Ausgabe seiner Gedichte aufgenommen. Von einem anderen Dichter jener Zeit, Namens Vestricius Spurinna, wollte Kaspar Barth im siebzehnten Jahrhundert in einer Merseburger Handschrift vier Gedichte in horazischen Metren und mit künstlichen Lücken ausgestattet aufgefunden haben, die noch im Jahre 1840 von einem gewissen Axt für echt gehalten wurden, obwohl sie bei ganz trivialem Inhalt noch mehrere metrische Schnitzer zeigen.

Das Handbuch der Heilkunde von Soranus Ephesius unter Trajan, von dem wir mehrere griechisch geschriebene und in anderem Geiste verfaßte Werke besitzen, zeigt eine solche Leere und Geschmacklosigkeit, daß es eher den sinkenden Zeiten zuzuweisen sein wird.

Eine neuplatonische, stark mit christlichen Elementen versetzte Arbeit ist der schon von Laktanz gekannte Asclepius des Apulejus, worin sich Hermes Trismegistus mit Asclepius

unterredet. Eine andere Schrift des Apulejus mit dem weiteren Namen des Caecilius Minutianus über die Orthographie, welche eine Menge Citate verloren gegangener Autoren enthält, ist, wie Madvig nachgewiesen, erst in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts fabrizirt worden samt all ihrer Gelehrsamkeit.

Die beiden angeblich aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr stammenden Kommentare des Akron und Porphyrion zu Horaz sind vierhundert Jahre jünger. Unter dem Namen eines neuentdeckten Schriftstellers Publius Viktor edirten die Italiener im fünfzehnten Jahrhundert die aus dem Ende des vierten Jahrhunderts stammende, mit allerhand Zusätzen aus anderen alten Schriften erweiterte topographische Schrift Curiosum urbis Romae. Noch später ist die anonyme Schrift Origo gentis Romanae anzusetzen, in welcher die älteste Geschichte der Stadt Rom von Saturnus bis auf Romulus behandelt wird und zwar mit Beiziehung von vielen à la Fulgentius gefälschten Citaten aus Werken, die nie existirt, aus Schriftstellern, welche nie etwas geschrieben haben.

Ueberhaupt sind in diesen allerletzten Zeiten der römischen Litteratur schwindelhafte Erdichtungen etwas ganz Gewöhnliches, ich erinnere nur noch an die beiden Geschichtschreiber des trojanischen Kriegs, Dares aus Phrygien und Dictys aus Kreta, deren angeblich aus dem Griechischen übersetzte Werke zuerst im fünften Jahrhundert n. Chr. auftreten. Als Uebersetzer des Dares erscheint kein Geringerer als Cornelius Nepos, welcher das Werk dem Sallust dedicirt, mit der Erklärung, er habe von diesem Buch das von Dares' eigener Hand abgefaßte Original bei einem Aufenthalt in Athen gefunden und es sofort wörtlich ins Lateinische übertragen, damit der unbefangene Leser daraus sehen könne, wem mehr Glauben zu schenken sei, ob dem Dares als Zeitgenossen und Mitkämpfer Hektors oder dem erst

viel später lebenden Homer. Dabei schreibt dieser Cornelius Nepos ein prächtiges Vulgärlatein. Der Verfasser, welcher christlichen Anschauungen huldigt, führt seine Mittheilungen alle auf Autopsie zurück: darnach soll die Zahl der gefallenen Trojaner 676 000, die der gefallenen Griechen 886 000 betragen haben. Ferner werden alle Personen mit fast photographischer Treue beschrieben: so habe Helena zwischen den Augenbrauen ein Schönheitsfleckchen gehabt. Isidor glaubt steif und fest an die Echtheit der Schrift, welche auf Palmblätter geschrieben gewesen sei. Aehnlich will auch Dictys an der Seite des Idomeneus vor Troja mitgekämpft und alles aus dem Munde von Augenzeugen vernommen haben. In dem Vorwort heißt es noch weiter, Dictys habe seine Tagebücher mit phönizischen Buchstaben auf Lindenbast geschrieben und bei seinem Tode verfügt, es sollten diese Täfelchen in einem zinnernen Kästchen mit ihm begraben werden. Daraufhin seien dieselben über tausend Jahre in dessen Grabe auf Kreta verborgen geblieben, und endlich habe im dreizehnten Jahre der Regierung des Nero (also im Jahre 67) ein Erdbeben das Felsengrab gesprengt, das Kistchen sei von Hirten entdeckt und ihrem Herrn Eupraxis überbracht worden: dieser habe es dem römischen Prokonsul der Insel Kreta, Rutilius Rufus, überliefert und dieser hinwiederum dem Kaiser, da man in den unverständlichen Zeichen Mittheilungen verborgenen Wissens erblicken zu müssen glaubte. Es war dann Nero, welcher herausbrachte, daß die Buchstaben punische seien. Sachverständige klärten ihn über den Inhalt auf, worauf Nero verordnete, es solle das Ganze in griechische Schrift umgesetzt und der kaiserlichen griechischen Bibliothek einverleibt werden. Das Motiv, daß apokryphe Schriften in Gräbern oder sonstigen geheimnißvollen Verstecken gefunden worden sein wollen, ist gewöhnlich. Jedenfalls geht eine derartige Fiktion, die sicherlich einer Fälschung gleichkommt, wenn sie auch nicht als gemeiner Betrug zu definiren

ist, doch weit über das übliche Maß phantastischer Ausschmückung hinaus, und Körting urtheilt zu milde, wenn er sie noch als eine erlaubte poetische Freiheit gelten lassen will. Von einer dem lateinischen Dictys zu Grunde gelegten griechischen Schrift ähnlichen Inhalts ist bisher nichts entdeckt worden, während ein griechischer Dares von Aelian und Ptolemäus Chennus bei Photius citirt wird.

Den Schluß mögen die beiden grammatischen Fälscher Fulgentius und Virgilius Maro bilden: von diesen hat jener eine Heraklea des Crispinus, ein Epos des Fabius Lucullus, einen Callimorphus, moralische Bücher des Antidamas und anderes Derartige erfunden; die Grammatik des Virgilius Maro besteht aus ähnlichen Schwindeleien, nur daß die von A. Mai herausgegebene Form noch mehr Abenteuerlichkeiten enthält, als die zum Theil ziemlich alten Handschriften, wie die erst vor kurzem erschienene neue Ausgabe Hümers ganz deutlich zeigt.

Doch wäre unsere Betrachtung der pseudoepigraphen Litteratur des klassischen Alterthums unvollständig, wollten wir nicht auch einen Blick auf das gleichzeitige Schriftenthum der christlichen Kirche werfen.

Ueber die große Lücke, welche zwischen der Abfassung unserer Evangelien und der Zeit Christi liegt, sucht man sich gewöhnlich dadurch hinwegzuhelfen, daß man behauptet, die Kirche, ja auch die hervorragendsten Vertreter derselben würden unsere neutestamentlichen Schriften sicherlich nicht mit solcher Einstimmigkeit angenommen haben, wenn sie nicht von ihrem reellen Ursprung und ihrer Glaubwürdigkeit überzeugt gewesen wären. Aber die kanonischen Schriften sind in der ersten Zeit gar nicht so einstimmig als echt angenommen worden, wie gewöhnlich geglaubt und behauptet wird. Neben den bekannten Evangelien gab es längere Zeit noch andere, ja statt derselben ganz andere, bedeutend verschiedene. So hatten die Judenchristen

ein eigenes Evangelium, das sogenannte Hebräerevangelium in einer von unseren Evangelien abweichenden Fassung, sowie ein ähnlich beschaffenes Petrusevangelium. Die Gnostiker — in der ersten Zeit noch nicht als Häretiker ausgeschieden — hatten wieder ganz eigenthümlich zurechtgelegte Evangelien, indem sie die unseren und die der Judenchristen ihrerseits als unwahr verwarfen. Bei Justin findet man neben Matthäus und Lukas noch ein drittes Evangelium, das von den kanonischen abweicht. Papias kannte nur einen Matthäus und einen Markus, aber Beide von den unserigen verschieden. Die kirchliche Anerkennung der kanonischen Evangelien beginnt erst mit der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts. Die Offenbarung Johannis wird seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts bestritten, und was die neutestamentlichen Briefe anlangt, so sind dieselben noch im vierten Jahrhundert durchaus nicht allgemein adoptirt. Andererseits bilden Bestandtheile des neutestamentlichen Kanons bis ins dritte und vierte Jahrhundert eine Reihe von Stücken, welche später von der Kirche ausgeschieden wurden, wie der Hirte des Hermas, der Brief des Barnabas, eine Apokalypse des Petrus. Man muß also sagen, daß die neutestamentlichen Schriften als Ganzes erst allmählich und spät anerkannt worden sind. Und da es sich dabei um Parteiinteressen handelte, um den Beleg gewisser Dogmen, von denen man nicht abgehen wollte, so war eine vorurtheilslose Untersuchung auf die Echtheit hin ausgeschlossen. Man nahm unverfroren hin, was mit den eigenen Ueberzeugungen übereinstimmte. Es ist unter den damaligen Verhältnissen des Kampfes der Sekten untereinander nicht anzunehmen, daß man kühl und kritisch die Gründe für oder gegen die Glaubwürdigkeit der Ueberlieferung einer Schrift erwogen hätte. Schließlich siegte die Majorität der katholischen Kirche.

Ein Jude von Alexandria, Aristobulos, hatte schon im zweiten Jahrhundert vor Chr. eine Blumenlese griechischer

Dichterstellen veranstaltet, die für das Judenthum Partei ergreifen: diese Stellen waren alle gefälscht. Noch Clemens (200 n. Chr.) und Eusebius (330) citiren denselben, indem sie trotz aller ihrer Gelehrsamkeit steif und fest an die Echtheit dieser Schrift glauben: es verschlägt ihnen nichts, daß da ein Orpheus von Abraham, Moses und den zehn Geboten gesprochen haben soll, sie lassen es sich gefallen, daß Homer als Vertreter der Sabbathsheiligung auftritt! Die Sibylle weissagt vom Messias, ferner verkündet sie, daß Nero seine Mutter tödten, daß unter Titus der Vesuv ausbrechen werde. Gegen diese Betrügereien stemmte sich Celsus, ward aber von Origenes widerlegt, der das alles als wahr behauptete. Dann gab es eine Schrift Zoroasters, welche derselbe, nachdem er gestorben, über die Unterwelt verfaßt haben sollte: Clemens von Alexandrien ist ruhig von deren Echtheit überzeugt.

Weiter wurden die griechischen Uebersetzungen des alten Testaments von Christen gefälscht, indem sie Stellen christlichen Inhalts einsetzten, die im hebräischen Original gar nicht zu finden sind. Justinus Martyr bedient sich mit der größten Unbefangenheit solcher Stellen: ihr Fehlen im Hebräischen kann er nicht ableugnen, sucht es aber dadurch zu erklären, daß er behauptet, die Juden selber hätten diese Partien aus den hebräischen Texten beseitigt, ja sie erhalten dafür von ihm eine derbe Zurechtweisung.

Der gleiche Justinus stützt sich in der Angelegenheit des Magiers Simon, der in Rom als Gott verehrt worden sei, auf eine Inschrift, die er in Rom mit eigenen Augen gesehen haben will, lautend: Simoni deo sancto, dem „Simon, dem heiligen Gott". Wenn dieselbe nur nicht im Jahre 1574 wieder aufgefunden worden wäre und zwar ganz an der gleichen Stelle, wo sie Justinus erblickt haben will, nämlich auf der Tiberinsel, jetzt im Kircherischen Museum, leider aber ganz anders gefaßt,

nämlich: Semoni Sanco Deo Fidio, dem Semo Sancus, dem Gott der Treue! Aber das Nämliche, wie Justin, berichten noch ein Irenäus, ein Tertullian, ein Eusebius, um nur diese Notabilitäten zu nennen! Unter solchen Bedingungen konnten schon Fälschungen vorkommen.

Papias legt Christus die Worte in den Mund, im tausendjährigen Reiche bekämen die Frommen Weinstöcke, jeder mit zehntausend Reben, jede Rebe mit zehntausend Zweigen, jeder Zweig mit zehntausend Schößlingen, jeder Schoß mit zehntausend Trauben und jede Traube mit zehntausend Beeren ausgestattet. Nicht genug: aus jeder Beere würden vierzig Flaschen Wein erzielt. Das sagt auch Irenäus. Und das soll nach diesen der Apostel Johannes direkt von Christus gehört haben!

Eusebius erwähnt einen Brief des edessenischen Fürsten Abgar an Jesus und eine Antwort Christi als ganz echt: in der letzteren wird bereits eine Stelle des Johannisevangeliums angeführt, noch dazu mit dem kindlichen Zusatz: „es steht über mich geschrieben"!

Origenes betrachtet die sogenannten clementinischen Rekognitionen, die angeblich dem ersten Jahrhundert angehörten, als echt, während sie kaum zwanzig Jahre vor ihm verfaßt worden waren. Der Autor der Acta des Paulus und der Thecla giebt seine Fälschung selber zu, trotzdem wurde diese Schrift vom zweiten Jahrhundert an als echt angenommen. Die anfangs des sechsten Jahrhunderts angefertigten Schriften des Dionysius Areopagita wurden ins erste Jahrhundert zurückversetzt und als alte Werke schon im Jahre 532 auf einer Synode zu Beweisen verwerthet.

Noch heben wir die sogenannten pseudoisidorischen Dekretalien hervor, eine in der Mitte des neunten Jahrhunderts auftauchende Sammlung theils echter, theils gefälschter päpstlicher Erlasse, welche beweisen sollen, daß die Kirche hoch über

dem weltlichen Reiche stehe, daß das Verhältniß der Bischöfe zum Papste das nämliche sei, wie das der Apostel zu Petrus, daß alle Klagen gegen Bischöfe vor des Papstes unmittelbares Gericht gehörten, daß kein Kleriker, geschweige denn ein Bischof, vor ein weltliches Gericht gezogen werden dürfe, daß kein Laie gegen einen Kleriker als Ankläger auftreten könne und dergleichen mehr, was die absolute Herrschaft der Kirche zu unterstützen geeignet war.

Wir schließen unseren Bericht über Fälschungen kirchlicher Litteratur, welcher noch vielfacher Ergänzung benöthigt, mit der Hinweisung auf einen Vorfall der neueren Zeit. Im fünfzehnten Jahrhundert wurde nämlich in Spanien eine Offenbarung des heiligen Jakobus, vom Apostel eigenhändig geschrieben, ausgegraben: doch war dieselbe unglücklicherweise in Neuspanisch abgefaßt. Wie sich da helfen? Der Herausgeber, Aldrete, suchte in seinen Varias Anteguidades schließlich diesen Widerspruch dadurch zu beseitigen, daß er dieses Neuspanisch aus der Sehergabe des Apostels erklärt, vermöge deren er vorausgewußt, wann seine vergrabenen Schriften ans Tageslicht gelangen würden: infolge davon habe er sich derjenigen Sprache bedient, von der er im Geiste vorausgesehen, daß sie dann in Spanien gesprochen werden würde.

Auch die neueren Litteraturen haben ähnliche Erscheinungen aufzuweisen. Um nur Weniges anzuführen, so wurde Fichtes Kritik aller Offenbarung, zuerst anonym erschienen, überall als eine Arbeit Kants betrachtet. Unter den Schriften Hegels befindet sich ein Werk von Schelling und ein anderes von F. v. Meyer. Eine kurz nach dem Tode Karls I. verbreitete Schrift, das königliche Bild, *εἰκὼν βασιλική* betitelt, hielt man zuerst für ein nachgelassenes Werk des hingerichteten Königs: Milton widerlegte diese Annahme, aber noch lange Jahre hin-

durch glaubte man daran. Unter dem Namen des Nicodemus Frischlin wurde nach dessen Tod ein Gedicht, der große Christoffel, verbreitet, das bis in die neueste Zeit für echt gehalten ward; erst Strauß hat in seinem Leben Jesu gezeigt, daß Frischlin dasselbe nicht gedichtet, sondern nur überarbeitet und veröffentlicht hat. Gefälscht sind ferner die Denkwürdigkeiten der Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg, dann die vom Grafen Hunolstein edirten Briefe der Marie Antoinette und schließlich ist in dem Briefwechsel Goethes mit einem Kinde allerlei auf Rechnung dieses Kindes, geheißen Bettina von Arnim, zu schreiben.

Ebenfalls als eine Fälschung, wenn vielleicht auch nur als eine mildere Art derselben, sind die Aenderungen zu betrachten, welche sich die Herausgeber nachgelassener Werke oder von Schriften früherer Zeit gegenüber dem Text ihrer Urheber erlaubten. Daß die Thätigkeit solcher schon im Alterthum auftretender und da meist dem Grammatikerstand angehöriger Recensores, wie sie sich nannten, eine ziemlich ausgedehnte war, zeigt die große Zahl von Unterschriften, welche in den wichtigsten Handschriften der bedeutendsten antiken Autoren jeweilen am Schluße des Textes angebracht sind und den Leser ausdrücklich versichern, daß die vorliegende Fassung Werk eines bestimmten, hier mit Namen genannten Mannes sei, welcher die Schrift verbessert und korrigirt habe. Ego . . . . emendavi, correxi, distinxi pflegt es in diesen Unterschriften zu heißen. Ja, wenn es sich bei diesen Verbesserungen nur um die Entfernung von Schreibfehlern gehandelt hätte, von denen bekanntlich selbst die besten und ältesten Manuskripte nicht frei sind, so hätte dies nichts weiter auf sich: aber wir haben die sichersten Beweise dafür, daß jene Recensoren bei ihrer Arbeit mit der allergrößten Willkür verfahren sind, indem sie nicht nur einzelne Ausdrücke ohne jedwelchen Grund durch Erfindungen

ihres eigenen Kopfes ersetzten, sondern ganze Verse wegließen, vorgefundene Lücken ruhig ergänzten und sogar den Autor selbst, wenn er ihnen irgendwo zu wenig zu sagen schien, durch kühne Zuthaten erweiterten. Ein sprechendes Beispiel hierfür bieten Plautus und Terenz: bei Beiden wird die Ueberlieferung durch zwei große voneinander gewaltig abweichende Handschriftenklassen repräsentirt, von denen die eine laut Unterschrift von einem gewissen Calliopius erstellt wurde, während die andere jeweilen nur in einem Exemplar erhalten ist, das aber dafür an Alter alle übrigen um mehr als ein halbes Jahrtausend überragt. Eine Vergleichung beider Klassen ergiebt einerseits deren Unvereinbarkeit, andererseits erweist sich der durch jene zwei älteren Handschriften überlieferte Text als der entschieden bessere und ursprünglichere, welcher dem plautinischen und terenzischen Original bei weitem näher kommt, als der andere, welcher jahrhundertelang auch in den Drucken fast oder ganz allein geherrscht hat. Gegenüber dieser Einsicht ist es um so mißlicher, daß wir für bestimmte größere Partien der genannten Komödiendichter (bei Plautus für ganze neun Stücke) gleichwohl genöthigt sind, uns einzig und allein an die schlechtere Redaktion zu halten, einfach deshalb, weil die bessere nur in fragmentarischer Gestalt auf uns gekommen ist. Aber selbst, wo uns dieser bessere Text noch zu Gebote steht, fehlt noch viel, daß wir uns auf denselben unbedingt verlassen könnten: denn eine Anzahl Stellen daraus werden von anderen, diese ältesten Handschriften an Alter noch übertreffenden Schriftstellern in einer wieder verschiedenen Fassung citirt und zwar oft so, daß dieser der Vorzug vor jeder anderen gebührt. Die gleiche Beobachtung kann man auch bei anderen Autoren machen und zwar griechischen sowohl, wie römischen, so daß wir schließlich, einige Ausnahmefälle abgerechnet, zu dem Geständnisse genöthigt sind, daß die unserer Zeit geretteten Trümmer der antiken Litteratur wohl

im großen und ganzen die Erzeugnisse jener Geister wiedergeben, in vielen Einzelheiten jedoch nur in der Gestalt, wie sie für die lateinische Litteratur etwa das vierte nachchristliche Jahrhundert, für die griechische gar erst die Byzantinerzeit sich zurechtgelegt hat. Denn daß auch die griechische Litteratur von dergleichen Bearbeitungen nicht verschont geblieben ist, das zeigen, um nur ein Beispiel anzuführen, die unter dem Namen der Diaskeuasten bekannten Homerkritiker der Pisistratidenzeit, denen wir die zahllosen Einschiebsel zu verdanken haben, mittelst deren die ursprünglich für sich gedichteten und einzeln vorgetragenen Ilias- und Odysseelieder zu zwei großen, nunmehr leidlich zusammenhängenden Epenganzen aneinander geschmiedet worden sind. Wie wichtig unter diesen Umständen für uns die Auffindung alter Papyrusrollen ist, selbst wenn sie nur bereits sonst bekannte Schriftwerke bieten, liegt auf der Hand.

Man kann sich da höchstens mit dem Gedanken trösten, daß dergleichen Willkürlichkeiten redaktioneller Thätigkeit doch nur in solchen Zeiten möglich waren, wo man die jetzt festgestellten und überall anerkannten Gesetze philologischer Kritik entweder noch nicht in ihrem ganzen Umfange kannte oder in ihrer Anwendung nicht methodisch genug verfuhr. Aber wie, wenn uns auch aus verhältnißmäßig noch nicht weit hinter uns liegender Zeit ein ähnlicher Fall entgegentritt, daß sich der Herausgeber der Werke eines Freundes die eigenmächtigsten Abänderungen daran gestatten zu dürfen glaubte? Es ist das große Verdienst des als Cicerokritiker bekannten Philologen Karl Halm, dies an der vossischen Ausgabe der Gedichte Höltys ganz unwidersprechlich nachgewiesen zu haben und zwar an der Hand der höltyschen Originalien selbst, welche sich in dem für die Münchener Bibliothek erworbenen Nachlaß Vossens ebenfalls noch vorfanden. Halm hat dies in einer eigenen, im Jahre 1869 bei Brockhaus in Leipzig erschienenen Ausgabe der höltyschen Ge-

dichte unbarmherzig aufgedeckt. Die vossischen Aenderungen erscheinen da in ganz erstaunlichen Dimensionen, und, was das Bedenklichste ist, sie erweisen sich so ziemlich in der Mehrzahl der Fälle als eigentliche Verballhornungen in des Wortes schlimmster Bedeutung, so daß durch diese Enthüllung Vossens Dichterruhm nicht wenig verloren hat. So korrigirt Voß die Worte: „an des Kocytus Strand" durch: „am schwarzen Feuerstrand"; „und setzten sich auf Immergrün" wird verdorben durch: „und setzten sich auf zartes Grün"; von einem Unglücklichen singt Hölty: „Schlich am Gestade auf und ab und weinte große Thränen"; daraus macht Voß: „Und ging am Ufer auf und ab und weinte stille Thränen". Doch das und Aehnliches, was sich auf jeder Seite mehrmals wiederholt, ist noch nichts gegen jene Stellen, an denen Voß gleich mehrere Verse, ja ganze Strophen neu geschmiedet hat. Bei der Schilderung einer Schönen singt Hölty:

Der ganze Wuchs war Ebenmaß,
Das Aug' voll Himmelsbläue,
Die Wang' — ein Chor von Scherzen saß
Darauf in bunter Reihe.
Der Mund, der tausend Lust verhieß,
War sonder alle Mängel,
Und wenn sie sang, so klang's so süß,
Als säng' ein heil'ger Engel.

Davon ließ Voß die zwei letzten Zeilen gnädig stehen, das Uebrige erhielt folgende Gestalt:

Ihr Wuchs, voll Reiz und Majestät,
War gleich der schlanken Maie;
Die Wange junger Rosen Röth',
Ihr Auge Himmelsbläue.
Der Mund ein blühend Paradies,
War sonder alle Mängel.

Diese wenigen, nur aufs Gerathewohl herausgegriffenen Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie unverantwortlich

sich Voß seinem Freunde und der Litteratur gegenüber benommen hat: lagen ihm doch nicht schwache von Apoll und allen Musen verlassene Reimereien vor, sondern geniale Schöpfungen eines hochbegabten Dichters, der, trotzdem er schon mit 27 Jahren starb, ihn selber an Bedeutung weit überragt hat. Um so aufrichtiger haben wir den Manen jenes Gelehrten zu danken, der durch die erste Veröffentlichung der Originalschriften Höltys den schon lange anerkannten Werth seiner Dichtung nun in vollstem Glanze erstrahlen ließ. Dem gegenüber klingt es wie eine Ironie, wenn Voß während seines Heidelberger Aufenthalts das damals die ganze Welt entzückende Liederbuch von Clemens Brentano (des Knaben Wunderhorn) „einen zusammengeschaufelten Wust von muthwilliger Verfälschung" zu nennen gewagt hat.

Daß solcherlei Dinge, wie die geschilderten, weil doch im Grunde gegen die unveräußerlichen Gesetze der Wahrheit verstoßend, unmöglich zugelassen werden dürfen, ist denn auch der jetzigen, mit möglichster Umsicht und Genauigkeit, manchmal sogar Uebergenauigkeit arbeitenden Zeit zum Bewußtsein gekommen. Heutzutage würde kein Geometer beim Nachzeichnen eines von Anderen an Ort und Stelle entworfenen Plans sich beliebige Zusätze und sonstige Aenderungen gestatten, wenn er nicht auf dem Platze selbst Nachschau gehalten hätte. Früher dachte man auch hierüber viel freier. Als Guillet im Jahre 1675 sein Werk Athènes ancienne et nouvelle herausgab, versah er es mit einem Plan, den er von den seit 1658 in Athen angesiedelten Kapuzinern bezogen hatte. Vergleicht man nun die sehr fleißige und verdienstliche Arbeit der Kapuziner, die uns noch in mehreren Exemplaren erhalten ist, in ihrer ursprünglichen Gestalt mit dem, was Guillet daraus gemacht hat, so erblickt man sofort bei diesem eigenthümlich geformte Ruinen — so die Reste eines halbkreisförmigen Theaters — an Orten, wo solche nie bestanden haben; einem von den

Kapuzinern in die Nähe des Theseustempels hingezeichneten Gebüsch gab er die Gestalt eines Löwen, weil man ihm berichtet hatte, daß in jener Gegend ein steinener Löwe aufgestellt sei. Und diese Abänderungen traf er ruhig von Paris aus: denn Griechenland hat er nie gesehen, und wenn er den Inhalt seines Buches als das Resultat der persönlichen Erlebnisse seines Bruders ausgiebt, so ist dies lediglich dichterische Einkleidung. Derartige Willkürlichkeiten, eigenmächtige Zuthaten u. s. w. üben namentlich bei solchen topographischen Fragen, die sich auf klassischem Boden bewegen, einen gefährlichen Einfluß: gerade weil man sicher weiß, daß noch vor wenigen Jahrhunderten die Reste des Alterthums in weit größerer Ausdehnung und Vollständigkeit vorhanden waren, wird jede aus jenen Zeiten stammende Schilderung, jede Zeichnung, jeder Plan als eine werthvolle Bereicherung unserer Kenntnisse oft nur zu rasch willkommen geheißen.

Die gleiche Beobachtung kann man bei den früheren Publikationen über Pompeji und Herculaneum machen: ja, selbst noch das grundlegende Werk von Stuart und Revett über die Denkmäler von Athen, dessen Herstellung über fünfzig Jahre in Anspruch nahm (1762—1816), hat sich in schlecht erhaltenen Partien der Parthenonskulpturen willkürliche Ergänzungen erlaubt, wie die Vergleichung mit anderweitigen gleichzeitigen Abbildungen deutlich zeigt.

Eine besondere Berücksichtigung verdient noch die Rubrik der Inschriften. Hier haben die Namen eines Annius von Viterbo, Inghirami, Jacobillus, Petrus Ligorius, Pyrrhus, Occo, Poggius, Guilelmus, Merula, Pomponius Laetus, Resendius, Rossi, Thamyris, Fourmont und aus neuester Zeit Pittakis für jeden Inschriftenfreund einen ominösen Klang. Von diesen hatte besonders der Letztgenannte, lange Jahre Konservator der Alterthümer von Athen, zu Anfang der siebziger Jahre ge-

storben, der auch in der Erfindung von Provenienzangaben bewandert war, das Geschick, solche (natürlich seither verschollene) Inschriften zu entdecken, in denen, außer Unleserlichem oder Gleichgültigem, gerade nur der Name einer Baulichkeit erhalten war, deren Lage man gern wüßte und die nun nach Pittakis' triumphirenden Mittheilungen mit absoluter Sicherheit an den Fundort der betreffenden Monumente verlegt werden konnte.

Inschriftenfälschungen kamen schon im Alterthum vor. Lucian erzählt von einem Schwindler Alexander, er habe auf seine eigene Person bezügliche Inschriften am Pontus anfertigen, vergraben und jubelnd auffinden lassen; es ist der nämliche, der sich auch auf die Kunst verstand, erbrochene Schriften, Testamente und dergleichen wieder mit intakten Siegeln zu versehen, indem er sich dazu eines Negativs bediente, das er zuvor in Wachs oder Mastix regelrecht abgeformt hatte.

Bei der Untersuchung der Echtheit einer Inschrift sind verschiedene Möglichkeiten in Erwägung zu ziehen: erstens, entweder ist die Inschrift gefälscht, aber das Monument selbst echt; zweitens, oder das Monument ist untergeschoben, aber die Inschrift echt, hat jedoch früher anderswo gestanden; drittens, oder Denkmal und Inschrift sind gefälscht; viertens, oder beide sind antik, aber auf ein echtes Denkmal ist eine anderswoher genommene echte Inschrift übertragen, die ursprünglich nicht hierher gehörte.

Der Natur der Sache gemäß sind kleinere und einfachere Inschriften der Fälschung leichter unterworfen, ebenso eher solche auf Stein als auf Bronze (obwohl der schwere Verlust von Bronzeinschriften, deren allein beim Brande Roms unter Nero dreitausend Stück zu Grunde gingen, zu einem großartigen Ersatz herausfordern mußte), weil hier die Nachbildung der aerugo nobilis oder Patina noch besondere Obsorge in Anspruch nimmt: immerhin findet sich auch die letztere Sorte, namentlich

bei Münzen noch häufig genug vertreten. Ich hebe nur die numismatische Sammlung von Hofrath Wilhelm Becker in Offenbach hervor, die anfangs der vierziger Jahre so viel von sich reden machte.

Eine Entscheidung ist jedoch erst dann möglich, wenn das Material genau untersucht ist, ferner die äußere Form des Monuments, auf dem die Inschrift steht, der Stil der etwa beigefügten bildlichen Darstellungen, der Schriftcharakter, die Sprache und der Inhalt.

Die Bestimmung des Materials hat natürlich vorauszugehen: Steinarten, welche von den Alten notorisch nicht oder mit anderer Zubereitung bearbeitet worden sind, erschüttern das Vertrauen in die Echtheit am stärksten. Desgleichen, wenn das Ganze den Anblick einer frischen Arbeit gewährt. Aber es kommt auch vor, daß, wie bei den Berliner Schleuderkugeln (glandes), das Material alt und nur die Schrift neueren Ursprungs ist. Doch spielt das Material bei der Echtheitsfrage im ganzen die gleiche bedeutende Rolle, wie bei der Forschung nach dem ursprünglichen Aufstellungsort des Monuments: schon hatte es sich uns aus verschiedenen anderen Gründen mit Sicherheit ergeben, daß die einst in der Krypta der Kirche zu Amsoldingen aufgestellten und jetzt im Thunerschloß befindlichen römischen Inschriften nach Aventicum gehörten, doch stand immer noch die Behauptung Mommsens im Wege, daß sie aus Stockhornstein geschnitten seien, aber eine fachmännische Untersuchung hat nun erwiesen, daß der Stoff vielmehr aus sogenanntem Neocomien oder Juramarmor besteht, welcher gerade in Aventicum mit Vorliebe verwendet wurde.

Ob die Inschrift eingemeißelt oder nur eingekratzt oder aufgemalt sei, muß ebenfalls in Betracht gezogen werden: die beiden letzteren Arten, Graffiti und Dipinti genannt, welche in Pompeji und Herculaneum in so reicher Zahl ans Licht gefördert wurden,

geben meist nur momentane Herzensergüsse wieder, während Aeußerungen bleibender Natur regelrecht eingravirt werden. Es mußte daher nicht wenig auffallen, als in den sechziger Jahren in dem Flecken Nenningen bei Bonn beim Bloßlegen einer römischen Villa an deren Wänden große, feierliche Inschriften aufgemalt zu Tage traten, wie sie sonst nur in Stein gehauen vorkommen. Der einmal geweckte Argwohn forschte weiter, und die Fälschung war bald in allen Theilen entlarvt. Fand man doch noch eine Stelle, wo die Farbe hübsch in einen neuen sich durch die Mauer ziehenden Riß eingedrungen war.

Nicht weniger sicher ist ein auf die äußere Form antiker Monumente basirter Schluß, da dieselbe für gewisse Klassen, wie Grabsteine und Altäre, die am meisten auftreten, einen typischen oder nur schwach variirenden Charakter an sich trägt.

Ebenso genau sind Schrift, Interpunktion, Orthographie und Abkürzungen nach gewissen Regeln fixirt, von denen in alter Zeit nur dann abgegangen wird, wenn es sich um eine jüngere Restauration eines ursprünglich weit älteren Monuments handelt, wie z. B. bei der Duilliussäule oder columna rostrata, welche, 260 v. Chr. errichtet, in ihrer gegenwärtigen Gestalt aus der Zeit des Kaisers Claudius stammt. Auch die Inschrift: lex parieti faciendo zu Puteoli gehört zwar in das Jahr 105 v. Chr., wurde aber erst in der Kaiserzeit eingehauen.

Dagegen können plebejische Sprachformen oder bloße Schreibversehen, selbst wenn sie sich in der Umstellung von ganzen Zeilen äußern, nicht als Grund zur Verdächtigung gelten, da sie auf unbezweifelt echten Urkunden häufig genug erscheinen: man darf eben nicht vergessen, daß die Sprödigkeit des Materials einer nachträglichen Korrektur seitens der meist ganz ungebildeten Steinmetzen nicht besonders günstig war.

Immerhin finden sich auch Verbesserungen, durch Wegmeißelung und nöthigenfalls Ersetzung des falsch eingravirten

Buchstabens oder Wortes oder Satzes hervorgebracht. Doch ist davon noch eine andere Anwendung dieser Prozedur zu unterscheiden, welche nicht den Wortlaut richtig herstellen, sondern einfach ändern will, also einer Fälschung gleichsieht. Lysias spricht in seiner Rede gegen Agoratos von einer den Mord des Phrynichos verherrlichenden Denksäule, auf der Agoratos seinen Namen später habe hinzumeißeln lassen, ohne daß ihn die Sache etwas angegangen sei. So verfügte der Senat öfters, es sollten die Namen verhaßter Kaiser auf den ursprünglich zu ihren Ehren errichteten Denkmälern ausgetilgt werden: dies geschah bei Caligula, Nero, Domitian, Commodus, Geta, Caracalla, Alexander Severus, Heliogabalus, Galerius, Maximian und Julian, freilich nicht immer in konsequenter Durchführung wie aus vielen ganz intakt gebliebenen Inschriften Domitians ersichtlich. Es war dies eine Art Nemesis dafür, daß jene Kaiser so oft auf herrliche Götterleiber ihre eigenen nichtssagenden Schädel aufgepflanzt haben. Hatten sich dann die Zeitumstände geändert, so stellte man den ausradirten Namen wieder her: dies sieht man z. B. auf einem bei Tunis gefundenen Meilenstein, der aus der Regierung des Maximian stammt. Weitere Aenderungen sind durch die löblichsten Absichten eingegeben, wie bei jenen attischen Urkunden, auf denen seither bezahlte Schulden als abgetragene gelöscht worden sind.

Etwas Aehnliches kann man auf dem jüngst in Heddernheim bei Frankfurt entdeckten Gigantenmonument beobachten, welches einer gewissen Gottheit geweiht war: hier ist die ursprüngliche Inschrift abgekratzt und durch eine neue ersetzt, freilich mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß es sich da um eine Erneuerung oder Ausbesserung gehandelt habe. Es liegt da somit keine eigentliche Fälschung vor, das heißt die Absicht, dem überlieferten Thatbestand eine mit der geschichtlichen Wahrheit nicht übereinstimmende, ganz andere Gestalt zu geben, sondern nur eine

Materialbenutzung, wie auf dem Gebiet der Handschriften in den sogenannten Palimpsesten.

Sachliche Fehler auf Inschriften sind wohl der sicherste Beweis für deren Unechtheit, und doch trifft es sich, daß auch solcherlei nur auf ein Steinmetzversehen hinausläuft. So wird auf Tafel 55 der Akten der Arvalbrüderschaft vom Kaiser Gordianus berichtet, er habe die tribunicische Gewalt besessen und sei dreimal Konsul gewesen: TRIB. POT. COS. III. Aber er hat das Konsulat nur zweimal bekleidet. Die Schwierigkeit wird gehoben, wenn man die Zahl III vor COS setzt, d. h. auf die Tribunenwürde bezieht, also einen Schreibfehler des Steinschneiders annimmt.

Finden sich von Inschriften keine Originalien mehr vor, sondern sind uns dieselben nur durch Handschriften bekannt, wie die Stücke des Einsiedler-Codex aus dem neunten bis zehnten Jahrhundert, die älteste Inschriftensammlung, die wir besitzen, oder gar nur durch Drucke, so ist von vornherein der Zweifel an deren Echtheit oder Authenticität nahegelegt, ja geradezu geboten. Kein Wunder, daß man da manchmal auch zu weit ging, wie Gori und Maffei, welche einige der Scipionengrabschriften, die früher nur in Kopien vorlagen, verdächtigten, während man später die Originale wieder auffand.

Oft beschränkt sich das Verdächtige darauf, daß der Abschreiber einige Worte der sonst echten Inschrift willkürlich geändert hat, namentlich, daß sonst nicht häufig vorkommende Abkürzungen in falscher Auflösung wiedergegeben wurden. So ist in einer solchen des kontrollirenden Originals verlustig gegangenen Inschrift bei Muratori p. 2016 der zwar seltene, aber doch nicht unbekannte, aus dem Griechischen bezogene Priestertitel Dendrophori (Zweigträger) vom Herausgeber ohne viel Umstände in Ligniferi (Holzträger) latinisirt worden.

Die größte Zahl gefälschter Inschriften bezieht sich auf

Provinzialverhältnisse, indem gewisse Landstädte damit ihr hohes Alter oder ihre Gründung durch hervorragende Persönlichkeiten des Mythus oder der Geschichte beweisen wollten. Die Renaissanceperiode liefert hierzu das bedeutendste Kontingent. Als Motiv liegt eine kleinbürgerliche Wichtigthuerei zu Grunde, der wir auch die Erstellung der berüchtigten Julia-Alpinula-Inschrift von Aventikum zu verdanken haben, deren Sprache allein schon auf neuere Jahrhunderte hinweist.

Wenn sich auch auf dem Gebiete der Kunst und noch mehr dem des Kunsthandwerks ähnliche Erscheinungen nachweisen lassen, so kann dies nicht befremden, ja das Gegentheil wäre geradezu unnatürlich. Belege dafür bietet auch hier bereits die alte Zeit. Phädrus beruft sich im Prolog zum fünften Buch seiner Fabeln zu seiner Rechtfertigung, daß er seine eignen Produkte äsopische nenne, geradezu auf die Sitte der Künstler seiner (der augusteischen) Zeit, ganz neue Marmorwerke auf den Namen des Praxiteles zu schreiben, um dadurch ihren Arbeiten mehr Werth zu verschaffen. Die Zeit, der wir die Auffindung der hervorragendsten Skulpturwerke des Alterthums verdanken, ist die nämliche, welche zugleich deren Wiederherstellung übernahm: ist ja nur ein ganz kleiner Bruchtheil der überlieferten plastischen Schöpfungen in unbeschädigtem Zustande auf die Nachwelt gekommen. Die Ergänzung derselben nun bot den Künstlern des Cinquecento und des sechzehnten Jahrhunderts die allerbeste Gelegenheit, mit den Meistern der antiken Plastik direkt in die Schranken zu treten: galt es doch als größter Ruhm, die Restauration eines Torsos so virtuos im Geiste des überlieferten Fragments auszuführen, daß eine Scheidung zwischen antiker und moderner Arbeit nicht mehr möglich schien. Und in der That zeigen die meisten Ergänzungen eine erstaunliche Vollendung; ja es kam sogar der Fall vor, daß man einer Restaurirung vor dem nachträglich aufgefundenen Original den

Vorzug gab, wie dies beim berühmten Farnesischen Herkules geschah, dessen Beine Guglielmo della Porta für Papst Paul III. so vortrefflich ergänzt hatte, daß, als hinterher die echten Beine aufgefunden wurden, Michelangelo selber rieth, die von Porta gearbeiteten nicht abzunehmen, weil diese vor jenen den Vorzug verdienten. Rechnet man dazu, daß mit dem immer mächtiger erwachenden Kunstsinn auch die Nachfrage nach Kopien antiker Meisterwerke stets zunahm, so mußte daraus schließlich eine so innige Vertrautheit mit der Technik der Alten erwachsen, daß eine Trennung zwischen antiken und modernen Erzeugnissen immer schwerer ward. So ist es ein offenes Geheimniß, daß eine große Zahl der unsere heutigen Museen zierenden angeblich alten Kaiserbüsten der Renaissanceperiode ihre Entstehung verdankt. Eine sichere Entscheidung unterliegt da freilich den größten Schwierigkeiten, da ein sonst äußerst werthvolles Kriterium zur Schlichtung solcher Streitfragen, bestehend in der Feststellung des Materials, welches für das betreffende Kunstwerk verwendet worden, gerade hier nicht wenig von seiner Beweiskraft eingebüßt hat: weiß man doch, daß viele Kunstprodukte des Cinquecento aus unleugbar echt antikem Stoffe erstellt worden sind. Unter diesen Umständen muß man es um so freudiger begrüßen, wenn es der Umsicht und scharfsinnigen Kombination eines gewiegten Kunstkenners gelungen ist, eine in dieses Gebiet einschlagende Frage zu einer ebenso überraschenden wie überzeugenden Lösung zu bringen. In der Tribuna der Uffizien zu Florenz, mitten unter den wichtigsten Stücken der mediceischen Sammlung und dadurch ebenfalls als Hauptwerk charakterisirt, befindet sich die berühmte Statue des Messerschleifers, von den Italienern Aguzza coltello, Arrotino oder Rotatore, von den Franzosen Espion oder Rémouleur genannt. Es ist eine knieende Figur von ausgesprochen barbarischem Typus, welche, durch irgend etwas im Schleifen eines Messers gestört, den Kopf emporhält und mit

gespannter Aufmerksamkeit in die Ferne lauscht, entschlossen, im nächsten Augenblick aufzuspringen. Man erblickte darin jenen Skythen, der von Apollo den Auftrag erhielt, dem besiegten Marsyas die Haut abzuziehen, und war daher zu der Annahme genöthigt, die Statue nicht als ein für sich bestehendes Stück, sondern als Bruchtheil einer größeren Gruppe zu betrachten, an der mindestens noch Apollo und der am Baum hangende Marsyas theilnahmen. Daß man es mit einer Antike zu thun habe, bezweifelte man so wenig, daß man das Werk sogar einer bestimmten Kunstschule, der pergamenischen, zuwies, ähnlich wie den sterbenden Gallier in der kapitolinischen Sammlung und die Gruppe des Galliers, der sein Weib getödtet, in der Villa Ludovisi, welche beiden Stücke ähnlich wie der Messerschleifer einen ausgeprägten Rassentypus zur Schau tragen. Anders fühlte freilich Jakob Burkhardt, der wegen verschiedener Eigenthümlichkeiten in der Technik an eine moderne Schöpfung dachte, in dieser Ansicht vorläufig allein stehend, bis vor dreizehn Jahren der Dichter und Kunsthistoriker Gottfried Kinkel den vollgültigen Beweis erbrachte, daß kein anderer als Michelangelo oder einer aus seiner Schule unter Anleitung des Meisters den Rotatore auf Bestellung des Großherzogs Cosmus von Medici angefertigt hat, und zwar zur Erinnerung an einen mit der im Jahre 1555 erfolgten Eroberung der Stadt Siena verknüpften Vorfall, wonach ein Gärtner, der eine Besprechung von vornehmen Sienensern belauscht, dem Großherzog davon Kenntniß gab. Es ist Kinkels Verdienst, dieses ganz deutliche Zeugniß des Joachim von Sandrart, welcher siebenzig Jahre nach dem ersten Auftreten der Statue seine kunstgeschichtlichen Notizen niederschrieb, wieder aufgefunden und nach seinem hohen Werthe gewürdigt zu haben. Dabei wollen wir gar nicht rechnen, daß die künstlerische Auffassung und die Technik, namentlich wie sie in der Behandlung des Gewandes auftritt, die größte Aehnlichkeit mit den Werken

Michelangelos aufweist und daß auch die Marmorart nur zu der neueren Zeit passen will. Angesichts dieser schönen Entdeckung ist es wahrscheinlich genug, daß sich ähnliche Fälle des öftern wiederholt haben werden.

Fälschungen von antiken Kunstgegenständen, wie sie die Ausbildung der modernen Technik so sehr begünstigt, sind im Grunde genommen unschuldig, solange die Originale noch vorhanden sind und sobald es sich dabei nicht um die Herstellung eines ganz neuen Typus handelt, dessen Auftreten unsere Kenntniß vom Alterthum nach irgend einer Seite hin zu ergänzen beabsichtigt. Denn dergleichen fällt faktisch unter die nämliche Kategorie wie Kopien überhaupt; ja sie tragen, wie diese, am meisten dazu bei, das Interesse für die antike Formgewandtheit zu wecken und überhaupt den Schönheitssinn auszubilden, sowie der andere segensreiche Vortheil darin liegt, daß dadurch das Auge der Kritik in wünschenswerther Weise geschärft und so beim Urtheilen viel mehr Vorsicht und Umsicht geübt wird. Solche gefälschte Gegenstände: Lampen, Vasen, Münzen und dergleichen darstellend, werden gegenwärtig in Athen und Rom massenhaft verkauft, und zwar ist es bezeichnend, daß sie nicht dort selber produzirt, sondern aus der Fremde und zwar vorzugsweise aus Italien und Frankreich importirt werden. Das deutsche Kunstgewerbe hat in den letzten Jahren sich auch auf diesem Gebiet bethätigt, wozu nicht wenig die namentlich infolge der Schliemannschen Entdeckungen aufgetauchte Antikomanie beigetragen hat. Auch in Aegypten versteht man sich trefflich auf diese Technik: nach unseres Berner Kollegen, Professor Schwarzenbachs Mittheilungen befinden sich gerade neben den Pyramiden regelrechte Fabriken für altägyptische Götzenbilder und Hieroglyphen, die dann in den Pyramiden und Königsgräbern solenn entdeckt werden.

Die Frage der Echtheit von überlieferten Schriftstücken

der alten Zeit hängt aufs engste zusammen mit der Unterscheidung von Antik und Modern. Welches sind die Merkmale zur Festsetzung dieses Unterschiedes? Worin besteht das Wesen des Antiken, worin das des Modernen?

Daß im großen und ganzen ein durchgreifender grundsätzlicher Unterschied vorliegt, ist nicht zu bezweifeln. Gewisse Eigenschaften sind von dem Begriff des Modernen nicht zu trennen, und so hat auch das Antike eine Anzahl von Zügen, welche für dasselbe charakteristisch sind. Und doch dürfte es einzelne Fälle geben, wo diese Kriterien für die Altersbestimmung nicht ausreichen. Wir sprechen nicht umsonst auch von dem Modernen im Antiken, indem wir in Litteratur und Leben der Alten öfters auf Kundgebungen stoßen, die wir sonst nur in der neueren oder gar erst neuesten Zeit für möglich gehalten hätten. So verbindet sich mit dem Antiken gemeiniglich der Begriff des Soliden, des Hervorragenden, des Idealen, mit dem Modernen die Vorstellung des Schwindels, der alles nivellirenden Gewöhnlichkeit, des Alltäglichen. Namentlich das Gründerthum wird als etwas spezifisch Modernes angesehen, von dem das Alterthum nichts gewußt noch geahnt habe. Aber wir besitzen noch aus verhältnißmäßig guter Zeit eine wenngleich nicht von Xenophon, dessen Namen vorgesetzt ist, herrührende, so doch immerhin noch dem vierten Jahrhundert vor Christo angehörende Schrift, welche sich über die Staatsfinanzen Athens und allerhand daran sich knüpfende volkswirthschaftliche Fragen in so abenteuerlichen Vorschlägen verbreitet, daß sie von der ersten besten Gründergesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts ausgegangen sein könnten. Der Verfasser dieses nationalökonomischen Essays giebt sich nämlich der komischen Täuschung hin, als könne die in der Staatskasse eingetretene Ebbe durch eine großartige Exploitirung der schon damals nicht ohne Grund brachliegenden, weil so ziemlich erschöpften Silberbergwerke von

Laurion im Nu überwunden werden, indem er mit dem Brustton der Ueberzeugung folgendermaßen argumentirt: je mehr Arbeiter sich an ein Unternehmen machen, um so reicher sind die Früchte ihres Fleißes, ergo, je mehr Leute in den Silberbergwerken arbeiten, um so mehr Silber finden sie. Zu dem Behuf schlägt unser Autor vor, der Staat solle so viel Sklaven ankaufen, daß auf jeden atheniſchen Bürger ſchließlich deren drei kämen, und dieſe Sklaven ſolle dann die Regierung für die Bergwerksarbeit an Private vermiethen. Dem Einwurf, daß der Staat dieſe großen Maſſen am Ende gar nicht abſetzen könne, wird mit einem nicht weniger wohlfeilen Satze begegnet: warum ſollte, heißt es, ſich Einer vom Staate weniger Sklaven miethen, als von einem Privatmann, wenn er ſie unter den gleichen Bedingungen miethen kann? Miethet man doch auch Tempel und Heiligthümer und Häuſer und Gefälle von der Stadt, warum alſo nicht auch Sklaven? Und ein anderer Einwurf, es könne nur durch das Anlegen von neuen Schachten etwas Nennenswerthes erzielt werden, dies vermeide man aber um des Riſikos willen, wird durch den phantaſtiſchen Vorſchlag widerlegt, es ſollten jeweilen alle zehn Phylen auf einmal neue Schachte graben und jeglichen Verluſt oder Gewinn gemeinſchaftlich tragen: dann werde jedenfalls die eine oder andere Bürgerabtheilung etwas finden und ſo der anderen nicht nur ihren Schaden erſetzen, ſondern ſogar noch poſitive Emolumente zubringen. Und dergleichen offenkundiger Schwindel iſt im vorliegenden Falle unzweifelhaft antik!

Ja, wäre die erwähnte Unterſcheidung unbedingt und ausnahmslos richtig, ſo würde dies allerdings bei der Beurtheilung des Alters und der Herkunft eines Stückes mit bedeutendem Gewicht in die Wagſchale fallen. So aber ergiebt ſich aus einer unbefangenen Erwägung, daß die genannten, einander geradezu ausſchließenden Eigenſchaften höchſtens auf gewiſſe, zeitlich eng

begrenzte Epochen oder Produktionsgebiete beider Zeiten Anwendung finden. Auch das wäre falsch, wenn man etwas nur aus dem Grunde der Neuzeit zuschieben wollte, weil es gedankenarm ist, gerade wie es umgekehrt ebensowenig zulässig ist, etwas als antikes Produkt zu definiren, weil es sich an Geist über das Durchschnittsniveau erhebt.

Einen nicht geringeren Fehler würde Jener begehen, welcher ein Litteratur- oder Kunsterzeugniß, sobald nur einmal dessen antiker Ursprung bezeugt ist, schon um dessentwillen sofort als besonders schön ausgeben wollte, eine Auffassung, die nur zu oft von weiteren Kreisen getheilt wird. Oder soll etwa das Moderne, auch wenn es noch so sehr hervorragt, mit Geringschätzung beiseite geworfen werden einfach deshalb, weil es modern ist? Das wahrhaft Große und Schöne ist an keine bestimmte Zeit gebunden, so wenig wie das Unbedeutende und Häßliche. Der treue Historiker konstatirt da einfach das Vorhandensein, ohne sich durch etwelche Vorurtheile bestimmen zu lassen.

Je tiefer man in die Erzeugnisse der antiken Welt eindringt, um so mehr ist man zu dem Geständniß genöthigt, daß der Begriff des Klassischen nur eine beschränkte Anwendung zuläßt. Es findet sich da eine große Menge Mittelgut, ja sogar nicht wenig geradezu Schlechtes. Solcherlei darf man nicht beschönigen oder vertuschen oder gar anders taxiren, sondern, in der Gegenwart lebend und von der Gegenwart ausgehend, haben wir an alles den historischen Maßstab anzulegen. Dann werden wir nichts überschätzen und nichts zu gering achten: denn auch das Unbedeutende erhält seine Wichtigkeit, wenn es als kulturgeschichtliche Aeußerung gefaßt wird.

Wenn wir nicht in der antiken Welt aufgehen, sondern die ganze Entwickelung verfolgen, welche der menschliche Geist von der ältesten Zeit bis in die Gegenwart durchlaufen hat, so erscheint uns das Alterthum allerdings als eine ganz eigenartige

Epoche, deren Nachahmung des Schweißes der Besten werth ist, aber fern liegt uns die den Alterthumsfreunden so oft fälschlich unterschobene Absicht, als wollten wir die Gegenwart schlechtweg durch das Alterthum ersetzen. Das wäre eine Beschränktheit, welche deutlich verriethe, daß sie nicht weiß, wofür Geschichte da ist. Dagegen soll freilich die Gegenwart aus jeder Phase menschheitlicher Entwickelung das Hervorragende stetsfort scharf im Auge behalten und nachbilden, damit frühere Zeiten nicht umsonst gelebt, gestrebt und gerungen haben. Nur dann wird eine allgemeine echt humanistische Bildung erzielt, wie sie eben die Signatur der heutigen Zeit sein soll.

Eine genauere Datirung ist nicht wenig durch die in neuerer Zeit bedeutend fortgeschrittene Kenntniß des Mittelalters ermöglicht. Während man früher, wo man das Mittelalter einfach als ein wüstes Konglomerat von Finsterniß nnd Geistlosigkeit ansah, alles, was irgendwie einen höheren Anstrich hatte, dem Alterthum zuwies, urtheilt man jetzt viel behutsamer. Wir besitzen unbedingt dem Mittelalter angehörige Produkte von einer solch klassischen Reinheit, daß sie eine Menge von weniger Brauchbarem aus dem Alterthum aufwiegen. Vieles wird künftig dem Mittelalter zugeschrieben werden müssen, ohne daß sich damit der Begriff des weniger Vollendeten zu verbinden brauchte. Man denke an Theodulph und andere Dichter der karolingischen Zeit; auch die Komödien einer Roswitha finden sich dort jetzt bei dieser seither gewonnenen Einsicht weit besser zurecht, als früher. So ist z. B. die Meinung, als ob ein in einer Handschrift des neunten oder zehnten Jahrhunderts überliefertes Gedicht noch dem Alterthum zuzuweisen sei, nicht mehr zu halten, seitdem man weiß, daß sogar in Handschriften noch höheren Alters, wie im Cod. Bern. 363 aus dem achten bis neunten Jahrhundert, Zeitprodukte geboten werden. Daß unter diesen Umständen bei der Alterthumsforschung eine genaue Kenntniß ver-

wandter Gebiete und benachbarter Zeiten, namentlich ein fleißiges Studium des Mittelalters nicht zu umgehen ist, leuchtet ein: wir werden für diese Erweiterung unserer Aufgabe reichlich belohnt durch die zunehmende Erkenntniß, daß das Mittelalter ein treuer Bewahrer einer reichen Fülle antiker Vorstellungen gewesen ist, so daß wir uns zur Ergänzung der antiken Trümmer sogar noch hier vielfach Raths erholen können, ohne deshalb die mittelalterliche Provenienz des fraglichen Schriftstücks in Zweifel ziehen zu brauchen.

Welches sind nun aber die Mittel, um gegenüber den raffinirten Umtrieben der Fälschung der Wahrheit zum Sieg zu verhelfen?

In einigen Fällen bietet die Sache keine großen Schwierigkeiten.

Die Humanisten produzirten ihre Fälschungen manchmal in höchst naiver Weise: sobald man nur irgendwo den Zusatz anbrachte, man habe dies und das aus einer alten Handschrift, so schien damit allen Anforderungen der Kritik reichlich Genüge gethan, und fügte man gar noch einige nähere Details hinzu über die Umstände, unter denen die angebliche Entdeckung vor sich gegangen sei, so glaubte man erst recht jeden Einwand von vorneherein abgeschnitten zu haben, und kümmerte sich nicht mehr viel darum, ob das Gebotene auch eine echt antike Farbe habe oder nicht. Man verfuhr da oft mit einer ganz unglaublichen Sorglosigkeit, die sich nur dadurch erklären läßt, daß zu jener Zeit der Wiedererweckung der klassischen Studien die Sehnsucht nach neuem Zuwachs zu den geretteten Resten des Alterthums eine nicht zu stillende war. Je größer aber die Nachfrage, um so üppiger wuchert die Fälschung, ein Satz, dessen Richtigkeit sich auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit täglich neu bewahrheitet. Auch hierfür liefert unsere treffliche Berner Bibliothek ein glänzendes Beispiel.

So findet sich in einem allerhand Aufzeichnungen und

Kollektaneen Pierre Daniels, des früheren Besitzers unserer Handschriften, enthaltenden Sammelband auch ein von einer Hand des sechzehnten Jahrhunderts geschriebener Traktat „über die Selbstliebe", voller Geist und Humor und mit umfassender Kenntniß der alten Schriften ausgestattet. Diesem geht ein vom 11. August 1530 aus Padua datirter Brief eines gewissen Camillus voraus, in welchem dieser den gütigen Leser versichert, daß sich nach seiner festen Ueberzeugung in den Bibliotheken Europas und ganz besonders in denen Italiens noch eine Menge bisher unbekannt gebliebener Werke des Alterthums finden müßte. Diese seine Vermuthung habe sich nun vorläufig bei der vorliegenden Schrift glänzend bewährt, die er auf der öffentlichen Bibliothek zu Padua aufgefunden. Leider aber könne er den Namen des Verfassers dieses goldenen Büchleins nicht nennen, denn — und nun hören wir des Camillus Worte selber: „Man sah, daß an diesem Codex vorne eine Anzahl Blätter abgerissen waren, welche zusammen mit dem noch vorhandenen Stück einen Band von anständiger Ausdehnung ausgefüllt haben müssen. Wie das aber geschehen ist, weiß ich nicht. Vielleicht hat ein Entdecker des Werkes, da er es als einen Schatz betrachtete, uns dasselbe vorenthalten oder er hat es unter seinen Auspizien und unter eigener Fahne unter das Publikum geworfen." Kurz, es sei nur noch der Schluß des Bandes mit dem Traktat über die Selbstliebe da und darauf die Ueberschrift: „Von dem Nämlichen", samt den räthselhaften Buchstaben P und li. Der Brief schließt mit dem Satze, daß die Bedeutsamkeit und Feinheit der hier entwickelten Gedanken, die elegante Reife des Ausdrucks und die Komposition der ganzen Abhandlung ohne weiteres darin ein Erzeugniß jenes glücklichen Alterthums erblicken lasse.

Der Leser hat bereits die Fadenscheinigkeit der Behauptungen des Briefschreibers herausgemerkt. An einen antiken Ursprung des allerdings nicht ohne Geschick und Talent geschriebenen Auf-

satzes, welcher vom Verfasser vor elf Jahren zu Ehren des fünfzigjährigen Doktorjubiläums des hochverdienten Berner Professors Ferdinand Rettig im Namen der philosophischen Fakultät der Hochschule Bern veröffentlicht worden ist, kann mit Ernst nicht gedacht werden, wenn man die darin offen zu Tage tretenden christlichen Vorstellungen, die direkten Hinweisungen auf Stellen des alten und neuen Testaments und den merkwürdigen, gerade den Humanisten eigenthümlichen Synkretismus monotheistischer und heidnischer Anschauungen ins Auge faßt. Dagegen ist keine Frage, daß die erstaunliche stilistische Gewandtheit des Schriftchens unsere Achtung vor der Leistungsfähigkeit der Humanistenzeit nicht wenig erhöhen muß. Aber es hat dieses Schriftstück noch nach einer anderen Seite eine ganz unerwartete Aufklärung gebracht. Es finden sich nämlich darin drei Gedichte, welche zuerst von Patisson im Jahre 1587 seiner Ausgabe des Petronius beigefügt worden waren, dann drei Jahre darauf von Pithoeus in seiner Sammlung alter Epigramme wiederholt wurden und seither als antik in der lateinischen Anthologie figuriren. Deren Echtheit wurde vornehmlich deshalb angezweifelt, weil Patisson nicht angegeben, woher er sie bezogen hatte, und sie sich auch seither in keiner Handschrift hatten entdecken lassen. Nun, jener Zweifel ist jetzt mit Hülfe unserer Berner Handschriftensammlung zur gewissen Behauptung erhoben, denn das fragliche Schriftwerk trägt hinten auf der Umschlagseite ganz deutlich die Aufschrift: „A. Ms. Patisson.“ Damit ist die Frage nach der viel bezweifelten, aber noch im Jahre 1861 von Göttling warm vertheidigten Echtheit dieser Gedichte endgültig entschieden, was vorher um so schwieriger war, als in denselben eine gereifte Kunst der Darstellung zu finden ist und eines sogar mit dem Namen des Kallimachus geschmückt erscheint.

Mit besonderer Sorgfalt muß jeweilen das Material des betreffenden Schriftstücks untersucht werden, da dessen Bestimmung

oftmals schon allein hinreicht, um eine Fälschung an den Pranger zu stellen. Hierfür finden sich in allen Zeiten schlagende Beweise. So lesen wir bei Plinius, der Statthalter von Lycien, Licinius Mucianus, der unter den Kaisern Claudius und Vespasianus dreimal die Konsulwürde bekleidet, berichte in seinem Geschichtswerk, er habe während seines lycischen Aufenthalts in einem Tempel daselbst einen Brief gesehen und gelesen, den Sarpedon von Troja aus nach Hause geschickt: dieser Brief sei auf Papyrus geschrieben gewesen. Dagegen bemerkt aber Plinius sofort mit Recht, an ein echtes Aktenstück könne da unter keinen Umständen geglaubt werden: denn selbst noch in Homers Zeit, so lange nach Sarpedon, sei derjenige Theil von Aegypten, der allein die Papyrusstaude hervorbringe, nichts als Meer gewesen und erst viel später durch den Nilschlamm angeschwemmt worden. Auch hätte dann Homer dem Bellerophontes nicht ein gefaltetes Täfelchen überbringen lassen, sondern ein Schreiben auf gleichem Material, wenn man dieses damals schon gekannt hätte.

Nicht viel besser erging es dem Fälscher Inghirami, welcher im Jahre 1637 in Frankfurt einen Band etruskischer Urkunden herausgab, die er bei Volterra tief unter dem Boden gefunden haben wollte, Aktenstücke, welche die älteste Geschichte Roms und anderer italischer Völker, deren Sitten, Gebräuche und Thaten enthielten. Nach Inghirami sollten diese Sachen mehrere tausend Jahre lang in der Erde vergraben gewesen sein, aber — sie waren auf gewöhnlichem Lumpenpapier geschrieben, ja es hatte sogar jeder Bogen sein Fabrikzeichen, das keiner anderen Zeit, als der Inghiramis selber angehörte.

Bekanntlich sind Bronzegegenstände aus dem Alterthum durch die Länge der Zeit mit einer ehrwürdigen grünen Kruste überzogen, welche Patina genannt wird. Auch diese hat die moderne Fälschung künstlich herzustellen verstanden, doch, wie es scheint, nur in Verbindung mit einem Firniß, der nach meines

Kollegen Prof. Schwarzenbach gütiger Mittheilung vor dem Petroleum nicht standhält, während die echte Patina dadurch nicht weiter angegriffen wird. Früher gab man ein anderes Rezept an: der fragliche Gegenstand solle vierundzwanzig Stunden lang reinem Alkohol ausgesetzt, dann gebürstet und endlich in konzentrirte Säuren gelegt werden: dies halte die künstliche Patina nicht aus. Aber auch die natürliche nicht, wie uns die genannte Autorität belehrt hat.

Der einem Schriftstück übergeschriebene Name des Verfassers schützt dasselbe noch keineswegs gegen den Verdacht der Unechtheit. Immerhin sind relativ am sichersten die Namen obskurer oder wenigstens nicht in den vordersten Reihen der Litteratur kämpfender Männer, während andererseits Schriften bedeutender Geister am häufigsten der Fälschung unterliegen, resp. deren Namen am ersten dem Mißbrauch ausgesetzt sind. Bei diesen ist der Verdacht der Fälschung nur dann von vornherein unmöglich, wenn die betreffende Schrift außer der in der Handschrift vorgesetzten Bezeichnung durch weitere direkte Zeugnisse von Zeitgenossen oder durch Verweisungen in anderen Schriften desselben Verfassers oder durch Citate glaubwürdiger Gewährsmänner anerkannt wird. Wo diese Bedingungen nicht gegeben sind, ist jeder Zweifel prinzipiell nicht bloß erlaubt, sondern sogar geboten, natürlich vorausgesetzt, daß er sich auf bestimmte Verdachtsgründe stützt.

Diese Verdachtsgründe sind mehrfacher Natur. Entweder ist von dem genannten Verfasser gar keine gleiche oder keine ähnliche Art von Schriftstellerei bekannt; oder der darin zu Tage tretende Ton und die ganze Weltanschauung entspricht nicht dem anderwärts bekannten Charakter des Verfassers; oder die in dem Schriftstück berührten Realien stimmen nicht zu der Zeit des vorgesetzten Namens; oder die Sprache und der Stil des Schriftstücks befindet sich nicht im Einklang mit anderen

Schriften desselben Verfassers oder, wo solche verloren gegangen sind, mit dem Sprachgebrauche der Zeit überhaupt, der es angehören will.

Das Zusammenwirken aller vier Verdachtsarten bedingt die Verwerfung des betreffenden Schriftstücks trotz des vorgesetzten Namens. Dagegen haben die zwei ersten Gründe, für sich allein genommen oder auch miteinander vereinigt, noch keine absolute Beweiskraft, da die für die genannten Punkte sonst überlieferten Nachrichten unter Umständen sehr lückenhaft sind. Hinwiederum können die zwei letzten Beobachtungen für sich genügen, da ja die in den zwei ersten Punkten genannten Requisiten, falls sie sonst genügend bekannt sind, den gefälschten Ersatz eines dahin zielenden Verlustes veranlaßt haben können.

Die Hauptfrage, ob etwas der Individualität eines vorausgesetzten Verfassers angemessen ist, wird zunächst durch den Stoff, den Inhalt erledigt. Wenn ein Schriftsteller sagt, er sei an einem Ort gewesen, wo er überhaupt oder zu der angegebenen Zeit nicht gewesen ist, so muß das als ein Widerspruch gelten; desgleichen, wenn er Umstände erwähnt, welche erst nach seiner Zeit eingetreten sind, oder wenn von ihm frühere Ereignisse als gleichzeitige bezeichnet werden. In dem vierten Briefe des Sokratikers Aeschines wird erzählt, die Athener hätten Pindar durch Errichtung einer Statue geehrt, während bei Isokrates an einer Stelle, wo er sämtliche Pindarn erwiesene Ehren aufzählt, von jener Statue nichts zu finden ist und man auch sonst weiß, daß die Athener bis auf Konon nur dem Solon, Harmodios und Aristogeiton Statuen gesetzt haben. Oder in einem Brief des Sokrates an Xenophon wird vorausgesetzt, Xenophon wohne bereits im Peloponnes, während er erst nach Sokrates' Tod dorthin übersiedelte.

Natürlich muß in solchen Fällen festgestellt werden, ob nicht etwa Gedächtnißfehler oder absichtliche Anachronismen vor-

liegen. In Platons Dialogen werden oft historische Fakta erwähnt, die einer viel späteren Zeit angehören, als die zu Grunde gelegte Scenerie: dergleichen findet man im Menon, Gorgias, Symposion, Menexenos und in der Republik. So hält im Menexenos Aspasia eine Leichenrede auf die im korinthischen Krieg Gefallenen vor Sokrates bei Lebzeiten des Perikles, aber die Zeitdifferenz beträgt vierzig Jahre. Solches erklärt sich aus dem poetischen Charakter der platonischen Schreibart.

Weiter kommt in Betracht, wenn z. B. in einer Rede oder in einem Gesetz Unkenntniß der gleichzeitigen Ereignisse und politischen Einrichtungen hervortritt. Dies ist der Grund, weshalb viele Dekrete in den Reden des Demosthenes verworfen werden müssen. Ferner zog daraus in der neuesten Zeit Hermann Lipsius seinen Hauptbeweis für die Unechtheit der ersten demosthenischen Rede gegen Aristogeiton, weil sich nämlich darin eine nicht unbeträchtliche Zahl von Behauptungen findet, die mit dem zu Demosthenes' Zeit herrschenden und überhaupt bekannten Verhältnisse des attischen Rechts in Widerspruch stehen. Ein Brief des Manethon an Ptolomäus Philadelphus nennt diesen Sebastos; dies ist aber die bekannte griechische Uebersetzung des römischen Kaisertitels Augustus.

Widerspricht eine Stelle den anderwärts geäußerten Meinungen des Autors, so darf man deshalb noch nicht ohne weiteres die Schrift für unecht erklären, denn es kann Nachlässigkeit, Vergeßlichkeit, auch sogar Absicht der Grund sein, letzteres z. B. in der humoristischen Litteratur, welche sich des Motivs des Widerspruchs mit Vorliebe bedient: man vergleiche bei Shakespeare die Rolle des Narren, die Rede der Ophelia, des Todtengräbers u. s. w. Ganz anders steht es mit jenem Widerspruch, wonach Demosthenes, welcher sonst das Schauspielgeld auf das heftigste bekämpft, auf einmal in der vierten philippischen Rede als dessen warmer Fürsprecher auftritt.

Doch muß man im allgemeinen bei der Annahme einer Disharmonie vorsichtig sein, da jede Individualität innerhalb gewisser Grenzen veränderlich ist. Oft liegt der Grund davon nur in einer Verderbniß der Ueberlieferung. So das berühmte Konxompax der griechischen Mysterien (ἐπὶ τοῖς τετελεσμένοις), in dem man sogar Reste einer verschollenen Ursprache erblicken wollte, bis Lobeck im Aglaophamus die Sache aufklärte. Die bekannte Stelle bei Hesychius lautete nämlich ursprünglich: κόγξ ὀμοίως πάξ, ἐπὶ τοῖς τετελεσμένοις und das letzte Wort bedeutet einfach: „Wenn man mit etwas fertig ist."

Handelt es sich darum, zu bestimmen, ob ein auf einen bestimmten Namen geschriebenes Werk diesem auch zugehört, so ist die Entscheidung natürlich nur dann möglich, wenn man den betreffenden Autor sonst schon kennt, wenn seine Individualität anderswoher bekannt ist. Es ist dann die Vergleichung, welche herausbringt, ob Identität des Verfassers vorliegt. Allerdings muß man über die Echtheit dieser anderen Schriften vorerst ebenfalls im reinen sein. Man käme auf diese Weise zu keinem Ziele, wenn man nicht für einige Werke eine sichere Beglaubigung durch äußere Zeugnisse besäße und zwar für Werke, in denen die Individualität des Verfassers genügend ausgeprägt ist, um einen vergleichenden Schluß auf andere Schriften zu ermöglichen.

Allerdings ist die auf die Kompositionsweise basirte Kritik bedeutend schwieriger, als die auf Stoff und Inhalt zurückgreifende. Hier sind nicht bloß Verschiedenheiten maßgebend, sondern auch Aehnlichkeiten; die allzuweit getriebene Aehnlichkeit eines Werkes mit echten Schriften ist oft ein stärkerer Beweis für die Unechtheit, als eine große Differenz, da kein Schriftsteller von irgend welcher Bedeutung seinen eigenen Stil sklavisch nachahmt. So sind die nicht von einem Verfasser herrührenden Anakreontea freilich alle über einen Leisten geschlagen, nicht aber

die echten Stücke des Anakreon, welche eine ausgesprochen individuelle Färbung haben.

Verschiedenheiten bei Werken des nämlichen Autors brauchen mit der Individualität desselben nicht im Widerspruch zu stehen: sie können sich auch sonst zur Genüge erklären, ohne daß die Einheit der Person aufgegeben werden muß, z. B. wenn es sich um verschiedene Gattungen der Komposition handelt. So bemerkt schon Dionysios von Halikarnaß, Lysias zeige in seinen erotischen Reden einen anderen Charakter, als in den übrigen. Grab- und Leichenreden haben einen anderen Stil, als Anklage- oder Vertheidigungsreden.

Daß hierbei auch der Sprachschatz gehörig in Betracht zu ziehen ist, leuchtet ein. Am sichersten urtheilt man da, wenn sich die Verschiedenheiten als Eigenthümlichkeiten eines anderen Zeitalters oder einer anderen Nationalität herausstellen.

Die Frage nach dem Entwickelungsgang ist ebenfalls von hohem Werthe: die Lebensschicksale lassen einen Menschen in späteren Jahren oft ganz anders erscheinen, was sich naturgemäß auch in seinem Stil ausprägen wird: der große Unterschied der Schreibart, der sich zwischen der Schrift des Tacitus über die Redner und seinen sonstigen Werken beobachten läßt, rührt einfach daher, weil jene eine Jugendarbeit des Historikers ist.

Auch muß man unterscheiden, ob sich die Differenzen auf Einzelheiten beziehen oder ob sie in dem Charakter des ganzen Werkes liegen. Im erstern Fall darf man mit der Annahme einer Fälschung nicht so rasch bei der Hand sein, da jene Einzelheiten leicht durch vertiefte Interpretation, feinere Beobachtung des Sprachgebrauchs, diplomatische und Konjekturalkritik bereinigt werden können. Dawesius wollte die letzte pythische Ode Pindars für unecht erklären, weil darin das Wort Aigina ein kurzes i habe, was sonst nirgends bei Pindar der Fall; ein anderer Anstoß lag sonst nicht vor. Hier mußte man zuerst

sehen, ob nicht auf dem Weg der Kritik der Fehler zu heben sei: denn daß dies als ein Fehler zu betrachten war, der Pindar nicht zugemuthet werden durfte, war bei seiner sorgfältigen Behandlung der Metrik nicht zu bezweifeln. Aber es ist gar kein Fehler vorhanden, das i ist auch hier ganz richtig lang gebraucht und Daweisius hat einfach das Metrum nicht genau genug untersucht.

Die Vergleichung wird sicherer, je größer der Umfang der zu vergleichenden Schriften ist. Oft ist aber das in Frage kommende Stück so klein, daß man zwar feststellen kann, es rühre dasselbe von einem bestimmten Autor nicht her, dagegen nicht, wer denn der Verfasser gewesen ist. Denn man darf eine Schrift nicht schon deshalb einem Autor zuschreiben, weil sie ihm nicht unangemessen ist, sondern nur, wenn noch andere Beweise hinzutreten. Die Alten hatten da ein feines Gefühl; Cicero erwähnt in seinen Briefen einen Servius als gewiegten Plautuskenner, der bei jedem ihm vorgelegten Vers habe sagen können: dieser Vers ist von Plautus und dieser nicht. Wir müssen uns da in vielen Fällen mit negativem Resultate bescheiden; es giebt auch eine gewisse Kunst des Nichtwissens.

Oft ist Gleichheit des Namens an falscher Tradition schuld. Eine Schrift über die Erklärungskunst, welche von dem unter Mark Aurel lebenden Demetrios von Alexandria verfaßt war, wurde dem in ästhetisch-rhetorischen Fragen als Autorität verehrten Demetrios von Phaleron zugeschrieben, der mehrere Jahrhunderte früher gelebt hat. Weiter wurde Plautus mit einem später lebenden Dichter Plautius verwechselt; dem Epiker Ennius schrieb man die Erfindung der römischen Stenographie zu, während vielmehr ein viel späterer Grammatiker gleichen Namens sich mit solchen Fragen beschäftigte. Mancher Irrthum wurde, wie schon bemerkt, dadurch erzeugt, daß in den Rhetorenschulen Uebungsreden, Briefe u. s. w. unter dem Namen berühmter

Männer aufgegeben und angefertigt wurden. Solche Fiktionen wurden dann später als echt betrachtet.

Von der höchsten Bedeutung ist aber auch die Zeit der Ueberlieferung des betreffenden Schriftstücks. Findet sich dasselbe erst in Handschriften der Renaissancezeit, so ist bei der notorischen Sucht der Humanisten, namentlich der Italiener des fünfzehnten Jahrhunderts, die Lücken der wieder erschlossenen Litteraturen durch eigene Schöpfungen auszufüllen, ein Zweifel an der Echtheit auch dann gerechtfertigt, wenn keine von den genannten Verdachtsarten vorliegt. Denn die Virtuosität jener Humanisten in der Erfassung und Nachbildung des antiken Geistes ist eine ganz erstaunliche, und die meisten der dahin gehörigen Fälschungen sind nur mit Mühe und oft nur ganz zufällig zu erkennen. Denn das ist doch nur eine Seltenheit, daß Stücke schon durch Anachronismen, Sprache und Ton ihren modernen Ursprung verrathen, wie die Komödien Philodoxios und Philogenia der Berner Handschriftensammlung, als deren Verfasser ein gewisser Lepidus ausgegeben wird. Umgekehrt erweckt ein Schriftstück um so mehr Vertrauen, je näher die dasselbe überliefernde Handschrift der Zeit des Autors selbst kommt. Aber auch da gilt es behutsam zu sein. Von dem Werke des florentinischen Kanzlers Benedictus de Accoltis (1415—1466) über die Kreuzzüge existirte bis vor kurzem nur eine einzige Handschrift, nämlich die, welche der Verfasser selber mit prächtigen Miniaturen ausgestattet dem Herzog von Orleans als Geschenk übermacht hatte. Wenn irgendwo, so glaubte man hier auf absolute Treue des Textes zählen zu dürfen. Und doch ist dieses kalligraphische Prachtstück voll sinnentstellender Fehler. Glücklicherweise werden dieselben durch eine von uns auf der Berner Stadtbibliothek entdeckte Kollation von Bongars beseitigt, welche dieser nach einem dem Original näher kommenden Exemplar des englischen Gesandten Wotton in Venedig im Jahre 1611 zu Hanau angefertigt hatte.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die ältere Handschrift besser ist, als die jüngere, aber auch das Gegentheil kommt vor, sobald nämlich das jüngere Zeugniß direkt aus einer früheren Quelle geflossen ist, welche den anderen Codex an Alter noch überragt. Dies gilt in gleicher Weise für einzelne Textstellen, wie für ganze Stücke. Sonst ist es immer bedenklich, wenn sich von Werken, welche aus dem Alterthum herrühren wollen, nur ganz junge Handschriften nachweisen lassen, obwohl es auch hier Ausnahmen giebt; das Excerpt des Julius Obsequens aus Livius findet sich nur im ersten Druck; das geographische Gedicht des Rutilius beruht auf einer Abschrift des sechzehnten Jahrhunderts; von einem ähnlichen Werk des Avienus, ora maritima betitelt, giebt es gar keine Handschrift mehr.

Desgleichen ist die Art der Ueberlieferung von großer Wichtigkeit. Findet sich das Stück mitten unter offenkundigen Falsifikaten, etwa in einem Traktat des Fulgentius oder des Virgilius Asianus, dann wird der Verdacht von vornherein rege; jedoch genügt eine solche Umgebung allein noch nicht zur absoluten Verdächtigung, da ja die genannten Fälscher keineswegs nur ersonnene Citate beibringen. Dagegen ist der Fall nicht als verdächtigend zu bezeichnen, wenn das fragliche Stück sich mitten unter Traktaten heterogenen oder auch jüngeren Inhalts befindet. Solche Miscellanhandschriften, deren Eigenthümlichkeit eben darin besteht, daß sie alles Mögliche aller Zeiten in sich vereinigen, wurden in den Klöstern mit Vorliebe angelegt, namentlich wenn es galt, sich auf dem Excerptenwege rasch mit dem Hauptinhalt einer von einem anderen Kloster geliehenen Handschrift vertraut zu machen. Einem derartigen Codex verdankt man die zwei von uns edirten bukolischen Gedichte von Einsiedeln, welche aus der Zeit Neros, näher aus dem Jahre 64 n. Chr. stammen und nicht aus dem Mittelalter, wie Orelli und Pater Gall Morel meinten. Selbstverständlich

wächst unser Zutrauen zu der Wahrhaftigkeit der Ueberlieferung, wenn sich das betreffende Stück mitten in einer fortlaufenden, nach Art einer Anthologie eingerichteten Excerptenreihe vorfindet.

Noch ist zu untersuchen, ob ein Werk seiner Kunstregel wirklich angemessen ist oder nicht, ob der Charakter der Litteraturgattung, der es angehören will, darin auch ausgedrückt wird. Da jedoch die einzelnen Vertreter derselben vielfach ihren eigenen Weg gehen, so darf man bei der Bestimmung der Gattungsregel nur solche Züge aufnehmen, die wirklich allen gemeinsam sind.

Bei poetischen Werken spielt hier das Metrum eine große Rolle, welches in der klassischen Zeit nach strengen Gesetzen gehandhabt wird. Dann bei allen ohne Ausnahme der Stil. Hier muß der originale Stil von der Manier unterschieden werden, wodurch allein schon sich Echtes von Falschem deutlich abhebt. Die älteren Schriftsteller der Griechen und Römer haben Stil, die jüngeren fast nur Manier. Der Stil geht ganz von selbst aus der Bildung der Zeit hervor, ist ein Kind der Verhältnisse und des individuellen Charakters, die Späteren haben sich nur gezwungen, den alten Stil nachzuahmen, obwohl die denselben bedingenden Verhältnisse ihnen selber fehlten. So ahmt Aristides den Demosthenes nach, aber man merkt es auf den ersten Blick.

Noch ein paar Worte über die Motive der Fälschung: diese treten in verschiedener Gestalt auf. Gewinnsucht und Eitelkeit erscheinen da als die gewöhnlichsten Faktoren. Die erstere, welche in unseren Tagen fast allein den Plan beherrscht, hat schon in alter Zeit ihre Wirkungen geübt, und zwar war daran die Bücherliebhaberei der Ptolomäer und der Attaliden schuld, welche für seltene Schriften besonders hohe Preise ausrichteten. Dies meldet deutlich Galen und zwar mit Rücksicht auf alle Schriftsteller: „Als die Attaliden und Ptolomäer in Vergrößerung ihrer Bibliotheken miteinander wetteiferten, be-

gann die Betrügerei mit Büchern und Büchertiteln. Denn es gab Leute, die, um den Preis ihrer Bücher zu erhöhen, sie für Werke großer Autoren ausgaben und sie so an diese Fürsten verkauften."

Dazu kam die Prachtliebe der Renaissance, über welche Maffei in seiner Methode der Steinkritik sich also vernehmen läßt: „Da man bereits seit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts in Italien begonnen hatte, mit diesen Resten des Alterthums Vorhallen, Gärten, Villen auszuschmücken und Derjenige nicht allen Anforderungen der feinen Bildung und Freigebigkeit entsprochen zu haben schien, der solche Kleinodien nicht aufweisen konnte, so gab es damals Leute, welche, wenn nicht Echtes zur Hand war, es ruhig geschehen ließen, daß man in Nachahmung des Echten Unwahres fälschte oder wenigstens, damit ja jedes Oertlein anmuthig ausgefüllt werde, Erdichtetes unter Rechtmäßiges mischte."

Ein durch dieses Motiv hervorgerufener Betrug wurde um so sorgloser ins Werk gesetzt, sobald sich dazu noch ein falscher Patriotismus gesellte. Die 1835 erschienene Beschreibung Athens von Pittakis wimmelt von derartigen durch nationalen Ehrgeiz veranlaßten Fälschungen, ebenso die meisten Chroniken italienischer Städte.

Seltener tritt eigentliche Freude am Betrug, dämonische Lust am Irreleiten der Wissenschaft, raffinirte Bosheit als Veranlassung zu Tage, wie bei Anaximenes von Lampsakos, der unter dem Namen seines Feindes Theopomp eine Schrift Tripolitikos verfaßte voller Schmähungen gegen Athen, Sparta und Theben, um den Theopomp in ganz Griechenland zu diskreditiren. Dies gelang ihm so gut, daß alle Versuche Theopomps, das Publikum über den wahren Sachverhalt aufzuklären, vergeblich waren, da sein Stil so vortrefflich nachgebildet war.

Weit häufiger ist die Sucht, sich durch unerwartete

Entdeckungen berühmt zu machen, oder das Bestreben, den eigenen in der Wissenschaft vertretenen Ansichten dadurch einen bedeutsamen Hintergrund zu verschaffen. Dahin gehören auch die gefälschten Citate, die ein Autor, nur um sich als besonders gelehrt hinzustellen, aus angeblichen Schriftstellern beizieht, die in Wirklichkeit gar nicht existirt haben. Solches ist in alter und neuer Zeit vorgekommen. In der gedruckten Metrik des Drakon (erstes Jahrhundert n. Chr.) finden sich nach der Ausgabe des Laskaris viele Citate aus den orphischen Argonautika, daher man für diese ein höheres Alter annahm, bis Gottfried Hermann zeigte, daß sich jene Citate in keiner Handschrift befanden, sondern sämtlich von Laskaris eingeschmuggelt waren. Der 1830 gestorbene Professor der Philologie Chr. Wilh. Ahlwardt in Greifswald berief sich bei seiner Kritik des Pindar auf eine Kollation einer neapolitanischen Handschrift, die gar nicht vorhanden ist, wie Böckh nachgewiesen hat. So will auch Simon Bosius von Ciceros Briefen an Attikus zwei Handschriften besessen haben, aus denen er Lesarten mittheilt: dieselben sind aber erdichtet. Selbst die Gottheit wurde in Mitleidenschaft gezogen: um zu beweisen, daß die Weisheit der Griechen aus der Bibel stamme, haben Juden und Christen in majorem Dei gloriam drauf los gefälscht. Manchmal kann man umgekehrt dieses Vorgehen sogar als Pietät, Verzichtleisten auf eigenen Ruhm bezeichnen: man denke an die Rolle, welche Plato den Sokrates in seinen sämtlichen Werken spielen läßt.

Diese Beweggründe genügen vollauf, um das Vorkommen so vieler Fälschungen zu erklären, und wo sie sämtlich fehlen sollten, tritt die dem Menschen innewohnende Freude am Uebertreiben in die Lücke. „Es ist ein eigenthümlicher Zug in der menschlichen Natur," sagt Zeller, „daß ihr das Große, was uns im Leben entgegentritt, so, wie es in der Wirklichkeit ist, nur selten genügt: je bedeutender vielmehr der Eindruck ist, den eine

Person oder ein Ereigniß zurückläßt, um so stärker ist auch bei den Meisten die Neigung, ihr geschichtliches Bild mit freien Zuthaten zu bereichern, es zu idealisiren, es nach dogmatischen Voraussetzungen oder praktischen Interessen umzugestalten, es mit dem Glanze des Wunderbaren zu umgeben." Dazu gesellt sich endlich noch der Nachahmungs- und Gestaltungstrieb des Menschen, demzufolge die Herausgeber eines fremden Produktes dieses nur zu leicht in der Form wiedergeben, in welcher sie es selbst geschaffen haben würden. Dieser Vorwurf trifft vor allem die editiones principes. Um nur ein, aber ein drastisches Beispiel anzuführen, so bietet die erste Ausgabe des Hesychius, welche Musurus besorgte, einen ganz anderen Text, als die Handschriften dieses Autors.

Es zeigt sich darin die nämliche Geringschätzung des Autorrechtes, wie in der schrankenlosen Ausnutzung fremder Gedanken, welche in den früheren Zeiten bei ihren mangelhaften Vorstellungen vom Wesen des geistigen Eigenthums gäng und gäbe ist. Damit hängt die Thatsache zusammen, daß auf dem Gebiet der litterarischen Kritik das Alterthum überhaupt nur Unbedeutendes geleistet hat: diese Gleichgültigkeit gegenüber Fragen der höheren Kritik hat nicht wenig dem Umsichgreifen jener eigenen pseudoepigraphen Litteratur, unter der wir heute noch zu leiden haben, Vorschub geleistet.

Wenn auch bei jeder Fälschung die Wirkungen gleich verderblich auftreten können, so ist doch nicht eine jede der anderen gleich zu achten, namentlich in moralischer Hinsicht nicht: wir unterscheiden da des Bestimmtesten zwischen absichtlicher und unfreiwilliger Fälschung, welch letztere unter Umständen auch den Charakter einer bloßen Spielerei annehmen kann. Diese ist meist leichter zu erkennen und aufzudecken, als jene, weil nicht mit soviel Vorsicht, Gelehrsamkeit und Scharfsinn ins

Werk gesetzt. Es ist das eigentlich auch gar nicht Fälschung zu nennen, sondern einfach Unechtheit. Es wird da oft einer ursprünglich zu einem ganz anderen Zweck unternommenen Handlung, resp. einem in anderer Absicht angefertigten Gegenstand oder verfaßten Schriftstück eine davon verschiedene Tendenz unterlegt. Da liegt der Fehler nicht auf seiten des Anfertigers, sondern vielmehr auf seiten Dessen, der einen falschen Gebrauch davon gemacht hat. Im Jahre 1787 gab Niklaus Heerkens in Utrecht unter dem Namen des Varius, des unglücklichen Busenfreundes des Vergilius und Horaz, eine in einem deutschen Kloster gefundene Tragödie, betitelt Tereus, heraus: die Sache mußte um so größeres Aufsehen erregen, als Varius zu den talentvollsten Geistern der augusteischen Periode gehörte und dies die erste vollständig erhaltene Tragödie der älteren römischen Litteratur gewesen wäre. Doch war dieses Drama, welches Heerkens handschriftlich vorgefunden, bereits zweihundert Jahre vorher (1558) in Venedig gedruckt gewesen, nur mit dem von der Gemahlin des Tereus bezogenen Titel Progne, und, was die Hauptsache ist, man kannte auch den Verfasser ganz genau, einen Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts, genannt Gregorius Corrarius, der einst den Unterricht des Vittorino da Feltre genossen. Dies alles wurde von Morelli in einem Brief an Villoison aufgedeckt. Hier lag also bei dem Verfasser selbst keine böswillige Absicht vor, sondern lediglich das aus der Freude an der Antike entsprungene, durchaus anerkennenswerthe Streben, das Alterthum auf dem Weg der Nachahmung zu reproduziren. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß von den vielfachen in antikes Gewand gekleideten Litteraturerscheinungen der Humanistenzeit von Petrarka an bis zu den zahlreichen Ergänzungen der lateinischen Anthologie ein gut Theil nur in diesem Sinne zu erklären ist.

Bekanntlich hat Joseph Justus Scaliger durch ein gelehrtes,

alle einschlägigen Notizen sorgfältig vereinigendes Werk de emendatione temporum die Chronologie der alten Welt zum erstenmal auf festen Boden gestellt. Er hatte bei seiner griechisch geschriebenen Aufzählung der Olympiaden die Chronik des Eusebius ganz besonders benutzt, ja sogar ergänzt, und dies denn auch in der Ausgabe des Letzteren unumwunden zugestanden. Trotzdem hielt Meursius Scaligers Olympiadon anagraphe für ein Werk des Alterthums.

Andererseits hat der nämliche Scaliger ein paar Verse, die ihm der berühmte Latinist Muret zugeschickt, mit voller Sicherheit dem Komödiendichter Trabea, einem Zeitgenossen des Terenz, zuschreiben zu müssen geglaubt, obwohl ihn Muret damit nur hatte hänseln wollen. Dies fällt also in die Rubrik der gelehrten Spielereien, wofür sich auch auf anderen Litteraturgebieten viele Beispiele finden: ich erinnere nur an Zapperts altdeutsches Schlummerlied, an Pfeiffers Lied vom Strettlinger, an Wackernagels altdeutsche Scherze in der „Zwanglosen" u. s. w.

Endlich schrieb der Holländer Boxhorn einen gelehrten Kommentar über ein Gedicht de Lite, das er als ein Werk des römischen Alterthums ansah, während der berühmte französische Kanzler Michael Hospitalis, ein Freund Pierre Daniels, dessen Verfasser war.

In die gleiche Kategorie der unfreiwilligen oder, wenn man will, nicht böswilligen Fälschung möchten wir die Ergänzung von Lücken versetzen, auf welchem Gebiet schon unendlich viel geleistet worden ist und stets neues geleistet werden muß. Nur ging man hierin früher viel rücksichtsloser vor. War eine Lücke drauflos ergänzt, so genügte das: man kümmerte sich nicht darum, ob diese Ergänzung alt oder modern, ob sie im Geiste des Autors oder gegen dessen Tendenz ausgeführt war. Es war eben die Zeit, wo man keinen Torso, kein Fragment weder in der Kunst, noch in der Litteratur sehen konnte.

Manchmal aber findet eine Ergänzung da statt, wo gar keine Lücke vorliegt. Man weiß, wie unsere alten Handschriften mit Rand- oder Interlinearbemerkungen angefüllt sind. Diese, welche nichts weiter beabsichtigen, als durch Umschreibungen der im Text entwickelten Gedanken dem Leser dessen Verständniß zu erleichtern, werden vom Abschreiber, der darin einst aus Versehen ausgelassene und nachträglich dem Rand beigefügte Bestandtheile des Textes selber erblickt, in guten Treuen diesem einverleibt. Ein auffallendes Beispiel für diesen Vorgang bietet die Ueberschrift einer Berner Handschrift des Grammatikers Consentius, welche sonst lautet: INCIPIT ARS CONSENTI I. V. C. (= viri clarissimi) DE DVABVS PARTIBVS ORATIONIS, hier aber: INCIPIT ARS CONSENTII UIRI CLARI V. C. QVINTI CONSULIS QVINQ. CIUITATŪ DE DVABVS etc., d. h. zur Erklärung der Abkürzung V. C. waren verschiedene Versuche beigeschrieben worden, welche der Abschreiber sämtlich nebeneinander in den Text aufgenommen hat.

Derlei Einschiebsel, Glosseme genannt, verrathen sich meist durch Verschiedenheit der Sprache und Mangel an logischer Verbindung, so daß sie leicht zu beseitigen sind. Gefährlicher wird die Sache, wenn diese Zusätze beabsichtigt sind, da dann die genannten sprachlichen und logischen Differenzen sorgsam vermieden werden, so daß oft nur der Zufall, z. B. die Auffindung einer neuen Handschrift, den Betrug aufzudecken imstande ist.

Dann ist von einer Fälschung noch zu unterscheiden die falsche Vermuthung, sobald man aus dem Alterthum stammende, aber namenlos überlieferte Stücke einem bestimmten Autor zuschreibt, der es in Wirklichkeit nicht sein kann. So war ein in einer Berliner Handschrift gefundenes Fragment aus dem zweiten Buch der Historien des Sallust vom ersten Herausgeber, Pertz, fälschlich als ein Stück des Livius erklärt worden. Aehnlich hatte im Jahre 1816 der gelehrte Kardinal Angelo Mai eine

in griechischer Sprache abgefaßte Partie römischer Geschichte als angebliche Ergänzung des nur zur Hälfte erhaltenen Dionysios von Halikarnaß herausgegeben; aber sofort von mehreren Seiten widerlegt, mußte er selber seine Vermuthung widerrufen.

Bekanntlich hat Justin in seinem Geschichtswerk den Trogus Pompejus excerpirt, weshalb die meisten späteren Schriftsteller, wenn sie den Justin benutzen, ihn unter dem Namen des Trogus citiren. Dies wußte Bielowski nicht, als er im Jahre 1853 aus polnischen Chroniken angebliche Fragmente des Trogus veröffentlichte: es waren lediglich Justinstellen, wie von Gutschmied nachgewiesen wurde.

Aber es kommt auch vor, daß etwas als Fälschung bezeichnet wird, was durchweg echt ist. Man begreift, daß die vielen Täuschungen, welche der Wissenschaft schon bereitet worden sind, an Stelle enthusiastischer Vertrauensseligkeit mitunter eine allzu scharf zugespitzte Zweifelsucht haben treten lassen, welche eben auch an unverdienter Stelle ihre Opfer gefordert hat. Das berühmte Marmor Parium oder Arundelianum, eine große, im Jahre 1627 auf Paros gefundene Inschrift, welche eine Chronik der griechischen Geschichte vom Jahre 895 bis 354 v. Chr. enthält, war vor hundert Jahren von Robertson scharf, aber ohne Erfolg angegriffen worden: heutzutage zweifelt kein Mensch mehr an der Echtheit. Dionysius Lambinus, welcher im Jahre 1576 den Plautus herausgab, wurde früher als Fälscher angesehen, weil er in alten Handschriften des Plautus Verse gefunden haben will, von denen die erhaltenen ältesten Codices, die des Camerarius, nichts wissen, bis Ritschl, der erste Plautuskenner unseres Jahrhunderts, nachwies, daß er wirklich alte, vielfach bessere, aber seither verschollene Handschriften besessen haben muß. Fr. Aug. Wolf fand in einem Berliner Manuskript einen Brief Ciceros, der in den Drucken nicht stand; daher

erklärte er ihn für unecht, indem er sich noch auf einige leichte stilistische Mängel desselben berief; aber einer seiner Schüler zeigte ihm, daß sich der Brief doch in den gewöhnlichen Ausgaben befand, nur an einer anderen Stelle.

Ebenso grundlos sind mit ziemlich starker Litteratur vor Jahren die vier katilinarischen Reden Ciceros, eine nach der anderen, angezweifelt worden, wie auch die Rede für den Dichter Archias; ferner die Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos, die man einem unter dem Kaiser Theodosius lebenden Aemilius Probus zuschrieb: doch bezieht sich eine diesen Namen nennende Unterschrift unter einem, hinter der Vita des Hannibal befindlichen, aus sechs Distichen bestehenden Epigramm vielmehr nur auf das fragliche Epigramm.

Von den horazischen Gedichten haben bekanntlich Peerlkamp, Gruppe, Linker und Andere über die Hälfte verdächtigt, indem sie von der unbegründeten Annahme ausgingen, Horaz sei ein überall mustergültiger, immer auf der höchsten Höhe sich haltender Dichter gewesen.

Die vor einigen Jahren im Kloster Einsiedeln vom Verfasser entdeckten zwei Hirtengedichte aus der Zeit Neros, näher aus dem Jahre 64 n. Chr., welche in den letzten Jahren so großes Aufsehen gemacht haben, hatte bereits Orelli gekannt, aber, wie P. Gall Morel uns mittheilte, als Erzeugnisse des Mittelalters unbeachtet gelassen. Endlich hat man das anonyme Gedicht: Panegyricus in Pisonem ins sechzehnte Jahrhundert herabrücken wollen, aber es ist seitdem auch in einer Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts gefunden worden und gehört, wie auch der sorgfältige Versbau zeigt, allem Anschein nach vielmehr in die Zeit des Kaisers Claudius.

Solchen Erscheinungen gegenüber, welche alle zu berühren uns an Zeit gebricht, begreift man schon die Berechtigung des von Böckh aufgestellten Satzes: „Jedes Buch muß als echt an-

genommen werden, bis das Gegentheil bewiesen ist," wobei aber nicht ausgeschlossen ist, daß jedes Werk die unwiderleglichsten Beweise der Echtheit an sich tragen muß, ehe es als echt anerkannt werden kann.

Wir haben gesehen, welch ungeheure Aufgabe der litterarischen Kritik zugefallen ist, aber auch, daß sie dieselbe treulich und sorgfältig zu lösen bemüht ist. Freilich, keine Eiche fällt auf den ersten Schlag. Der Satz: dies diem docet hat, wie auf allen Gebieten, so besonders in der Wissenschaft seine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Aber ein herrlicher Lohn bleibt nicht aus: der Forscher gewinnt aus dem Studium der Geschichte des Wissens die sichere Ueberzeugung, daß die wahre Wissenschaft auf die Länge nichts Halbes, Unfertiges, Voreiliges oder Parteiisches gelten läßt, sondern nur der reinen im Aether thronenden Wahrheit zustrebt, die der Mensch schließlich doch erobern muß.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.
(534)

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Robert Hamerling.

Sein Wesen und Wirken.

Dem deutschen Volke geschildert von **Aurelius Polzer.**

Mit zehn Abbildungen.

Preis elegant geheftet Mk. 3.—.

Robert Hamerling.

Ein Dichter der Schönheit.

Von

Karl Erasmus Kleinert
in Graz.

Preis Mk. 1.—.

Der Ruhm im Sterben.

Ein Beitrag zur Legende des Todes.

Von

Feodor Wehl.

8°. Elegant geheftet 5 Mk., fein gebunden 6.50 Mk.

Die deutsche Litteratur wird hierdurch um ein ganz eigenthümliches Werk bereichert. Dasselbe schildert die letzten Augenblicke und Worte berühmter Personen aus allen Ständen und Zeiten und giebt eine gedrängte Biographie derselben. Diese Bilder machen einen oft ergreifenden, oft erhebenden Eindruck und bieten dem Gebildeten eine ernste und weihevolle wie hochinteressante Lektüre. Das schön ausgestattete Buch wird in gebildeten Kreisen gewiß gute Aufnahme und auch als Geschenkbuch gute Verwendung finden.

Das hohe Lied Salomonis.

Von

Prof. **Dr. Daniel Sanders.**

2. Auflage.

Elegant geheftet 1.50 Mk., elegant gebunden 2 Mk.

Zur Geschichte des Gottesideals in der bildenden Kunst

von **Gustav Portig.** Gr. 8°, 9 Bogen, elegant geheftet Mk. 3.—.

Inhalt: Das vorchristliche Gottesideal. — Das Gottesideal der christlichen Kunst. — Die Darstellung göttlicher Personen durch Typen und Symbole. — Die Darstellung von Gottvater. — Gottvater in der Plastik. — Gottvater in der Malerei. — Die Darstellung der Dreieinigkeit. — Die Trinität in der Plastik. — Die Trinität in der Malerei. — Die Krönung der Maria. — Die Himmelfahrt der Maria.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg

Singen und Sagen.

Neue Gedichte von **Albert Moeser.**

8°, 280 Seiten eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Gedichte von Albert Moeser.

Erste Sammlung. ☞ Dritte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

Preis eleg. geh. Mk. 3, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.

Von der Bedeutung Albert Moesers als Lyriker ist erst jüngst bei Besprechung der vierten Sammlung seiner Dichtungen, die er „Schauen und Schaffen" betitelte, die Rede gewesen. Es ist keine Frage, Moeser hat sich in seinen spätern Dichtungen noch mehr ausgereift und hat der Lyrik so zu sagen ganz neue Gebiete mit Erfolg erobert. Nichtsdestoweniger haben aber auch seine früheren, seine ersten Gedichte, die hier nun schon in dritter, man bemerke wohl in „dritter" Auflage vorliegen, ihre eigenen großen Vorzüge, ihre herzgewinnende, man kann oft sagen herzbezaubernde Frische, die auf ihnen wie Thau auf Wiesenblumenkelchen liegt. Vor allem ist aber auch Moeser ein Meister der tadellosen Formvollendung. Das bekundet schon das den ersten Theil der vorliegenden Sammlung bildende Buch „Sonette". Bei aller Formvollendung ist das aber durchaus kein leeres Wortgeklingel, auch keine kühle Geistreichelei. Nein, auch durch ihre Zeilen und Verschlingun pulsirt warmes Herzblut, und Innigkeit der Empfindung belebt schöne Hü der Gedanken. In den darauf folgenden Oden, zum Theil in antiker Form, sowie noch weiter folgenden Sonetten und Oden offenbart sich das übrigens nicht minder ausgeprägt. In den „vermischten Gedichten" verklärt Moeser eigentlich alles, was er berührt, mit dem goldenen Schimmer der Poesie. Welch eine prächtige, wundervolle, wirklich tief zu Herzen gehende Dichtung ist nicht das Gedicht „An meinen entflohenen und wiedergekehrten Zeisig". Doch auch „Die Ideale", „Losung", „Stufen der Schöpfung" sind Offenbarungen eines echten Dichtergenies. Die Gedichtgruppe „Geschichte und Sage" zeigt, was Moeser im balladenartigen Bilde zu leisten vermag. Alles prächtig abgeschlossen vor das Auge tretende malerische Gestaltungen. Ganz Aehnliches gilt von der letzten Abtheilung, „historische Landschaften" betitelt. „Auf der Akropolis", „Canossa", „Der Thurm von Astura", „Die Schwedenbrücke" sind Schöpfungen, wie deren die deutsche Dichtung nicht eben viele gezeitigt hat. Einen Band solcher Lyrik, wie die Moesersche ist, kann man wohl als Geschenk widmen, ohne in den Verdacht zu kommen, dies des Goldschnittes wegen gethan zu haben.

Adolf Weiske im **Leipziger Tageblatt** vom 19. December 1889.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Ist die Ura-Linda-Chronik echt?

Zum Streit um die „Germanenbibel"

Von **Kurt Pastenaci**

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts machte eine Chronik, die aus dem Besitz eines alten friesischen Geschlechts stammte, von sich reden, die Ura-Linda-Chronik. Sie wurde im Oktober 1872 von Dr. J. G. Ottema herausgegeben. Es sollte sich um eine altfriesische Handschrift des 13. Jahrhunderts handeln, die in der Familie Over de Linden von Generation zu Generation vererbt worden sei.

Die Wissenschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts stellte nun aber fest, daß diese Chronik eine gelehrte Fälschung sei. Das Papier, auf dem die Fälschung geschrieben war, stammte aus dem 19. Jahrhundert; es war zudem noch dadurch, daß man es in den Rauchfang gehängt hatte, künstlich alt gemacht. Die Sprache der Chronik war ein sehr verderbtes Altfriesisch mit holländischen Ausdrücken durchsetzt. Dazu kam noch, daß der Inhalt deutlich neuzeitliche Kenntnisse verriet und daß für eine Stelle sogar nachgewiesen werden konnte, daß der Fälscher sich eines 1791 erschienenen Werkes von Volney bedient hatte. Auch Zweck und Ziel der Fälschung waren einigermaßen klar. Der gelehrte Fälscher wollte offenbar im Sinne der damals stark vordringenden und beachteten germanischen Romantik wirken und wohl auch noch den demokratischen Kampf gegen den Absolutismus der Fürsten und den Autoritätsanspruch der Geistlichkeit historisch unterstützen.

Man stellte also fest, daß der gelehrte Fälscher etwa nach folgendem Rezept verfahren war: Es waren historische, mutter-rechtliche, religions- und rechtsgeschichtliche Kenntnisse der damaligen Zeit zusammengemengt worden. Aus alledem hatte der Fälscher vielleicht nach dem Beispiel eines damals schon bekannten Indianerstammes, bei dem die Häuptlinge unter Mitwirkung der ältesten Frauen gewählt wurden, einen mutterrechtlich-religiösen Staat, den der Fryas oder Friesen, konstruiert. Davon ausgehend führte er dann seinen Kampf gegen Fürsten und Priester. Um das Ganze schmackhaft zu machen, hatte er einiges aus der Ueberlieferung der Mittelmeervölker, so die Gründung Athens durch Minerva, das Wirken des alten Minos auf Kreta, die Fahrt des Odysseus in die Nordsee — in Uebereinstimmung mit Tacitus — und die Gründung Roms mit hineinphantasiert. Ja, er hatte nicht einmal Alexander den Großen vergessen, dessen Truppen er durch eine Friesenflotte vom Persischen Golf in die Heimat überführen ließ.

Die Wissenschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts konnte um so mehr zur Feststellung einer Fälschung kommen, als der Schreiber sich mehrfach in völligen Widerspruch zu der damals geltenden wissenschaftlichen Ueberzeugung gebracht hatte. So ließ er das Volk der Fryas im Norden bodenständig sein, während die ganze damalige Wissenschaft die Einwanderung der Indogermanen aus dem Osten für erwiesen hielt. Außerdem behauptete er, daß die Runen in Nordwesteuropa selbständig entstanden seien, und gab sogar an, wie dies geschehen war. Die damalige Wissenschaft hatte aber keine andere Erkenntnis als die, daß die nordischen Runen von einem der Mittelmeer-Alphabete abgeleitet waren.

Nun geschieht das Merkwürdige: die neuzeitliche Wissenschaft rechtfertigt gerade diejenigen Gesichtspunkte des „Fälschers", mit denen er sich in Widerspruch zur damaligen Wissenschaft setzte. Die Bodenständigkeit des nordischen Volkes der Großsteingräberkultur (Megalithgräber) ist heute wissenschaftlich einwandfrei erwiesen, ebenso wie die Tatsache, daß die Indogermanen nicht vom Osten herkamen, sondern vom Norden. Immerhin, der „Fälscher" konnte sich hierbei auf den gleichzeitig lebenden Entdecker des Friesentums, Knut J. Clement, bezogen haben, der damals schon die nordische Herkunft der germanischen und indogermanischen Völker behauptete. Beachtlich bleibt diese merkwürdige Uebereinstimmung mit der neuzeitlichen Forschung trotzdem! Dies um so mehr, als auch die zweite Behauptung des „Fälschers" der Ura-Linda-Chronik, die nordische Herkunft der Runen und die Uebernahme runischer Schriftzeichen durch die Völker des Ostens und Südens von der allerletzten Forschung vollauf bestätigt wird. Professor Dr. Gustav Neckel hat auf dem Ersten Nordischen Thing in Bremen im Juni 1933 nachgewiesen, daß alle Versuche, die Runen von Mittelmeer-Alphabeten abzuleiten, unzureichend sind, und er hat bereits glaubhaft gemacht, daß die Runenschrift urindogermanisch sein dürfte. Seine Darlegungen werden durch einen Fund, der eben erst veröffentlicht wird („Mannus", Jahrgang 1933, Heft 4, Dezember), bestätigt. Es handelt sich um den Fund (Nordböhmen) von Spielwürfeln aus Ton, die die schönsten Runen auf ihren Flächen tragen und die nach den Fundumständen der — Bronzezeit angehören (1000—800 v. Chr.). Sollte der „Fälscher" der Ura-Linda-Chronik diese neuesten wissenschaftlichen Ergebnisse und Funde vorausgeahnt haben? Zu der Annahme einer solchen Sehergabe dürfte sich die Wissenschaft kaum bequemen können. Es ist deshalb die Forderung gerechtfertigt, die von der Wissenschaft schon einmal geschlossenen Akten der Ura-Linda-Chronik wieder zu öffnen und den Fall erneut zu prüfen.

Eine wissenschaftliche Untersuchung der Ura-Linda-Chronik darf und kann sich nicht allein auf die Untersuchung der Sprache, die durch die verschiedenen Abschriften leicht verderbt werden konnte, beschränken, sondern wird in erster Linie den Inhalt der Chronik zum Gegenstand haben müssen. Ohne einer solchen Prüfung vorgreifen zu wollen, sei darauf hingewiesen, daß der „Fälscher" der Ura-Linda-Chronik dies dadurch erleichtert hat, daß er genaue Zeitangaben über einzelne wissenschaftlich heute nachprüfbare Geschehnisse brachte. Einige Beispiele:

Im Jahre 2193 v. Chr. soll Atland versunken sein. — Wo? Als Folge dieser Naturkatastrophe gibt die Ura-Linda-Chronik das Hereinbrechen von Ostvölkern in den Kreis der Fryasvölker — der Großsteingräberleute — an und berichtet von daraus entstehenden Kämpfen, die schließlich dazu führten, daß der Heerkönig der Fryas, Wodin, die Ostvölker und ihren Führer, den Oberpriester Magy, insbesondere in Südschweden, schlägt, dann die ihm angetragene Herrschaft über diese Ostvölker annimmt und mit einer Schar seiner Fryasleute dort bleibt. Es findet eine Verschmelzung beider Rassen statt. Als Wodin stirbt, wird er von Magy zum Gott erklärt (— Wuotan?). Das soll nach der Chronik zwischen 2193 und etwa 1950 v. Chr. geschehen sein.

Was sagt die neuzeitliche Vorgeschichtsforschung dazu? Kossinna schildert in sein[em] Werk „Ursprung der Germanen" . . . Seite 283 ff. [die] Entstehung der Germanen durch Verschmelzung von [In]dogermanen und Finno-Indogermanen in Südsc[hwe]den und Jütland. Er sagt: „Diese Vorgänge fallen in [die] Zeit von etwa 2200 bis 1900 v. Chr.". Einer der führ[en]den Forscher der Gegenwart, Professor Dr. Schwa[ntes]-Kiel, schreibt im „Nachrichtenblatt für deutsche Vo[rzei]t" 1933, Heft 8 (Dezember): „Die Germanen entstehen [durch] Verschmelzung zweier jungsteinzeitlicher Völker, [der] Erbauer der Riesensteingräber (also die Fryas) und eines anderen Volkes, das seine Toten einzelnen unter Grabhügeln bestattete (das Findavolk des Magy). Die Verschmelzung . . . geschah am Beginn der Bronzezeit", also zwischen 2000 und 1900 v. Chr., und zwar auch im südlichen Skandinavien, auf den dänischen Inseln und der kimbrischen Halbinsel.

Die Ura-Linda-Chronik in Uebereinstimmung mit der neuesten Forschung!

Eine andere Zeitangabe dieser Chronik: Zwischen 391 und 489 v. Chr. sollen dem Volk der Fryas die Dänemarken völlig verloren gegangen sein. Danach soll der Magy bis zum Jahre 459 v. Chr. sein Reich bis an das Ostufer der Weser ausgedehnt haben. Schwantes hat nun auf dem Ersten Nordischen Thing in Bremen dargelegt, daß es im Laufe des 6. vorchristlichen Jahrhunderts im mittleren Elbgebiet zur Ansiedlung einer aus dem Norden, vor allem aus Schweden stammenden Volkswelle kommt — der Leute der Jastorf-Zivilisation —, die sich im Osten bis nach Vorpommern, im Westen bis in die Celler Gegend ausdehnt, also der Weser sehr nahe kommt und bis 300 v. Chr. dauert.

Und nun das erstaunlichste: Die Ura-Linda-Chronik berichtet von einer großen Naturkatastrophe, wobei im Kreis der Nord- und Ostsee viel Land in der See versank, große Ueberschwemmungen stattfanden, Wälder fortgerissen wurden und zahllose Menschen ertranken. Dies geschah 1888 Jahre, nachdem Atland versunken war", d. h. im Jahre 305 v. Chr. Die Folgen dieser Naturkatastrophe sind teils Entvölkerung, teils neue starke Völkerverschiebungen gewesen, die in der Chronik geschildert werden. Hören wir wiederum Professor Schwantes a. a. O.: „Um 300 v. Chr. . . . ereigneten sich wiederum im Elbgebiet große Umsiedlungen . . . es muß ein Zeitpunkt großer Beunruhigungen gewesen sein, der sich auch weiterhin bei den ostdeutschen Germanen der Gesichtsurnengruppe bemerkbar macht, da diese etwa mit dem Jahre 300 aus Ostdeutschland völlig verschwinden . . .". Weiter berichtet Schwantes von Vorstößen der Elbgermanen nach Westen und Süden, sowie davon, daß die skandinavischen Gebiete von etwa 300 v. Chr. an auf zwei Jahrhunderte sehr fundarm sind, also wohl menschenleer waren und daß die Insel Gotland in dieser Zeit ebenfalls „so gut wie menschenleer gewesen sein dürfte". Eine wissenschaftliche Bestätigung der Angaben der Ura-Linda-Chronik, wie sie besser gar nicht zu wünschen ist.

All das mag noch nicht ausreichen, um die Echtheit der Chronik zu erweisen, zumal sich einwandfrei falsche Angaben in ihr finden, ist aber doch so schwerwiegend, daß eine ernsthafte und genaue wissenschaftliche Untersuchung des Inhalts der Chronik unabwendbar ist.

Gerade das aber hat nun eine psychologische Schwierigkeit. Der gegenwärtige Herausgeber der Ura-Linda-Chronik (erschienen im Verlag von Koehler und Amelang, Leipzig) ist nämlich Professor Dr Herman Wirth, der mit führenden Wissenschaftlern in einen heftigen Kampf verstrickt ist und dessen Arbeiten von namhaften Gelehrten als unwissenschaftlich abgelehnt werden. Herman Wirth hat selbstverständlich gesucht, auch seinerseits Beweismaterial für die Echtheit der Chronik zu erbringen. Er geht dabei vor allem von seinen eigenen schriftgeschichtlichen Thesen aus. Es sei hier dahingestellt, ob sie zu einer Beweisführung der Echtheit der Chronik ausreichen (zumal da es möglich ist, daß Wirths Arbeiten durch eine frühere Kenntnis der Chronik angeregt sind.) Das Denkmälermaterial, das Wirth für die Bedeutung der „Mittler" im vor- und frühgeschichtlichen Europa beibringt, ist interessant, beweist aber nichts, denn ein „Fälscher" konnte aus damaligem Wissen heraus auch ohne Kenntnis dieser Denkmäler seinen mutterrechtlichen Staat der Fryas konstruieren. Andere Hinweise Wirths sind dagegen recht beachtlich.

Es liegt nun die Gefahr nahe, daß eine kritische Prüfung des Inhalts der Ura-Linda-Chronik in dem Zeichen des Kampfes um Herman Wirth stehen könnte. Gerade das aber muß vermieden werden. Die Chronik soll unvoreingenommen geprüft werden, denn wenn sich ihre Echtheit wenigstens in einem Kern erweist, dann besitzt das deutsche Volk damit ein Dokument über seine Vor- und Frühzeit von außerordentlichem Gewicht, wäre doch eine solche Ueberlieferung älter als die irgendeines anderen europäischen Volkes.

flimmernde Strahlen tasteten ins wässerige Blau der Atmosphäre; man sieht sie nicht, aber man fühlt sie.

Der Glanz erkaltet, grau und fröstelnd schrumpft der Morgen in sich zurück. Aber nur für wenige Minuten; dann entzündet sich wieder das Dunstgewölk; ein Feuerpunkt lodert auf, ein flacher, rotleuchtender Kreisbogen schiebt sich aus dem Wasser, wächst und rundet sich zur Scheibe; der Sonnenball grüßt purpurrot die erwachende Welt.

Indes die Möwen und die Meerschwalben schreiend auf das trockengelaufene Watt einfallen, arbeitet sich das Taggestirn durch den Dunst überm Horizont herauf, reinigt schnell den ganzen Himmel zu azuren blauer Klarheit und läßt die letzten, leichten Schleierwölkchen grünlichgolden verglühen. Schon kann ich nicht mehr in den Feuerkreis blicken; meine Augen schmerzen, und dunkelviolette Flecken tanzen vor mir zwischen Luft und Wasser. Ich drehe mich um, sehe meinen abenteuerlichen Mantelschatten auf der Leuchtturmmauer und empfinde zugleich die Wärme des neuerstandenen Tages.

Eine Stunde habe ich dann geschlafen, nahm in meinen Traum das Pochen der Maschine hinüber, die unsere Akkumulatoren auflädt für die nächste Nacht. Erst hörte ich noch das wirkliche Geräusch, dann formten sich Worte, Melodien und farbig spannende Geschichten.

Leider vergaß ich sie, als ich zum Frühstück in die Küche hinunterstieg. Dafür erzählte mir Fritz Pietschmann

sich mit den genialen Greifapparaten der Tarsiusaffen allerdings kaum ernstlich vergleichen ließen. Vielleicht kommt aber in dieser Erdreportage auch folgender Passus vor: „... Die wichtigsten Bewohner der Terra leben jeder einzeln in einem rosa Stück beweglicher Erde, welches sie Körper nennen. Sie haben große Angst davor, daß dieser Körper ihnen abhanden kommt und müssen ihn ständig durch Essen, Trinken und Atmen zum Weiterbestehen anspornen. Weil der Erdbewohner aber immer atmen muß, schafft er sich Vergnügen dadurch, daß er auch Falsches atmet, was er „Rauchen" nennt. Er behauptet, daß die Drehung der Terra um sich selbst, „Zeit" genannt, ihm beim Rauchen viel geschwinder vorkomme, als ohne dieses ..."

Wirklich wahr, wie ist der Mensch bloß auf das Rauchen verfallen? Meine Hypothese: er hat sich ein simples Feuer zum Wärmen angezündet, aus dürren Tabakpflanzen. Und der Mann, auf den der Rauch zutrieb, ist in einen rauschhaften Zustand geraten. Darauf wurden der Pflanze göttliche Eigenschaften zugeschrieben, und jeder, der prophezeien oder träumen wollte, atmete ihren Rauch ein ... auch half ihm das Rauchen, Durst, Hunger und Strapazen leichter zu ertragen. Amerika ist das Land der Tat, Asien das Land der Kontemplation, Europa steht in der Mitte zwischen beiden (und ist deshalb die Halbinsel des Humors). Der Amerikaner nahm seine Rauschgifte — die Kolanuß, das Peyotl — um ganz in

Rauchen vereinigt [illegible]
wird das Tabaksetui auf
zwischen Mein und Dein ist
Feuer.

Darum trug ein Kaf
zösischen Revolution die
s'honore du titre citoyen,
auch eine Berliner Revol
„Freiheit un Fleichfiltigkeit
weil letzteres nämlich bis
kostet hatte.

★

Die seltsamste Tabakgesch
Grafen N. aus Böhmen auf
nach dem äußersten Feuerlan
einer wüst-romantischen Stell
blickender Indianer, jeder mi
Reisenden wartete. Graf N.
und sucht mit dem zügelhalter
anzuknüpfen — auf Englisch —
Erfolg: der Eingeborene blick
an ... Um irgendeinen Kon
nach seinem Etui und bietet
Zigarette an.

Da schüttelt dieser seinen
kurz und deutlich: „Nekuraz,

Hier wäre Graf N. fas
war unausdenkbar: — ein
Feuerländer, und sagt pl
Prager Dialekt „Nekurazi,
raucher, küß die Hand!" S
Sherlock-Holmes-Untersuchu
Himmels willen, sagt ein Bo

Es stellte sich heraus, d
Umkreise von 500 Kilometer
Der hatte den Wilden die
beigebracht.

★

Aber ist das Rauchen al
lichkeit nicht längst entthront
viele Frauen rauchen? — T
freiheit zeigt sich die Abhängi
raucht sie im allgemeinen
Und warum nie auf der Stra

Das Rauchen der Frau
völlig eigene Bedeutung: e
die Betäubung eines
(während es beim Manne
Sichselbstgenügen ist). De
nicht den mindesten Spaß
und kokett von sich weg —
Zigarettenspitzen — sie klopft
— sie hat eine kühle, amazon
„fortschrittliche" Miene bei
Zigarette in gespreizten Fin
kurz, sie führt damit allerhan

Oder die Frau fühlt in
nicht in Ordnung ist — eine
täuschung, Verlassenheit, Nervenü
gesundem Selbsterhaltungstrieb
einer Art Chloroform, zu betäube
unablässig, leidenschaftlich, mit g

Immer aber behält das Ra
erotischen Reiz, wie bei jenen al
keineswegs rauchten, sondern nur
so war, „als ob Herren im Zim
ein junges Mädchen mit ungewöh
Nase, hörte ich einmal bei
rufen: „Ach wie herrlich es
kaltem Rauch!"

Dabei erregte das Rauchen
und Abscheu. Unsere Bauern
speiende Teufel, und einer
Pfeife: „Nee, gnädiger Herr
Und nun begann jedes Volk
offenbaren. Die phlegmatisch
lebendige Automaten, als wär
und wollten schmauchend vor
Russe ist der nervöse, der Lung
verfallen ist. Die lateinischen
raucher: sie tuns vielleicht zu Hause gar nicht, doch wo
Männer beisammen sind, ist es Ehrensache, die halb ausgeraucht Zigarette unerhört elegant fortzuwerfen. Der nüchterne Engländer ist zugleich der visionäre Träumer, und darum ist auch sein Tabak ein Tabak des Duftes. Denn der Geruchssinn ist der blindeste und zugleich der geistigste — der Sinn der Erinnerung.

Und so ist es dazu gekommen, daß der moderne Mensch morgens mit einem Raucherkatharr aufwacht — den er ebenso mit einer Zigarette [illegible]

Um unser Ahnenerbe

In Sachen der Ura-Linda-Chronik

Zu den Angriffen gegen die Ura-Linda-Chronik meldet sich jetzt der Herausgeber der Schrift, Prof. Hermann Wirth mit nachfolgender Erwiderung zu Wort, die leider auch keine sachliche Beweisführung enthält. Mit persönlichen Anmerkungen über eine „akademische Zunft", gegen die eine „in ihrer Erbmasse erwachte geistige Laienschaft, ein erwachendes Volk, das zu Heimat und Ahnenerbe zurückkehrt" ausgespielt wird, wird man der Frage um die Echtheit ebensowenig gerecht, wie mit Ablehnungen, die keine ernsthafte Begründung enthalten. Die „DAZ", die seit Jahren die Forschungen zur deutschen Vorgeschichte mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt, hat sich um die Eröffnung einer sachlichen Diskussion über die Ura-Linda-Chronik bemüht, wie sie der Würde der deutschen Wissenschaft entspricht.

★

„Von den Professoren des Deutschen Institutes der Breslauer Universität ist eine öffentliche Kundgebung wider meine erstmalige deutsche Ausgabe der Ura-Linda-Chronik erfolgt. Diese Ausgabe ist das Ergebnis einer zehnjährigen Prüfung, in Erfüllung meiner Lebensaufgabe, der Aufarbeitung jener für unser Deutschtum schicksalsschweren geistigen Unterlassungssünden einer älteren wissenschaftlichen Generation. Aus dieser Pflicht heraus habe ich die Wiederaufnahme des öffentlichen Verfahrens in Angelegenheiten einer so wichtigen Urkunde unserer geistigen Vergangenheit beantragt und die deutsche Fachwissenschaft um kritische Mitarbeit aufgerufen.

Noch bevor meine Ausgabe erschienen war und bevor man Kenntnis hatte nehmen können von den Gründen, welche mich zu einer Neuaufrollung der Frage in unserer Zeit veranlaßten, beeilte man sich, eine Pressenotiz zu veröffentlichen, ich träte für eine Fälschung ein, welche schon in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts von der Sprachwissenschaft als solche erkannt und nachgewiesen sei.

Dieser Pressenotiz von Prof. Bremer schließt sich nun, gleicherweise übereilig, die Kundgebung jener Breslauer Kollegen an. Meine Neuübersetzung des friesischen Originales, die in strengster Anlehnung an dessen Wortlaut und mit kritischer Stellungnahme zu der niederländischen Uebersetzung Ottemas von 1870 erfolgte, wird als nichtselbständige Uebertragung verdächtigt. Und weiter wird verschwiegen, daß auch ich völlig auf dem Boden jener philologischen Bedenken der Gegner stehe, aber dennoch auf Grund der archäologischen Untersuchung des Inhaltes der Chronik für die Quellenechtheit ihrer älteren Vorlagen eintrete.

Eine archäologische, quellen-kritische Untersuchung des Inhaltes der Chronik hat nämlich noch nie stattgefunden. Diese meine erstmalige Untersuchung, das von mir vorgelegte umfangreiche Material, wird in der Kundgebung einfach als „unberechtigt" beiseitegeschoben.

Ich habe zu dieser Kundgebung meinerseits weiter nichts mehr zu bemerken. Sie ist kein Gericht über mich, sondern ein Selbsturteil der Verkünder geworden. In diesem Sinne äußern sich bereits mir zugegangene Zustimmungen der letzten Tage.

Eine in ihrer Erbmasse erwachte geistige „Laienschaft", ein erwachendes Volk, kehrt zu Heimat und Ahnenerbe zurück. Es läßt sich durch keine Autoritätserklärung ex cathedra einer akademischen Zunft mehr abfertigen. Der geistige „Laie" und ein junger akademischer Nachwuchs beginnt die schweren Unterlassungen der Fachwissenschaft, Germanistik wie Vorgeschichte zu sehen, sieht die seelischen Hemmungen, welche jene Unterlassungen, jenes Unvermögen zu gewissen Erkenntnissen bedingten.

Diese grundsätzlichen Fragen aber sollen gerade durch die Diskussion über die Ura-Linda-Chronik klargestellt werden.

Michendorf (Mark) (gez.) Prof. Dr. Herman Wirth."

[illegible] und [illegible], propagiert

[illegible] der Kommune
Erbarmen; und in der
ns nur ein Trost: die
eichliche Kameradschaft

Leben und Sterben
Daseins nur mit Einsatz unseres Lebens beantworten können. Auf welchem Platze man das tut, bestimmt das Schicksal. Das aber ist für alle zunächst einmal die Politik, so oder so.

Bruno Fuchs

Ein neues Heimatmuseum ist in Kreuznach eröffnet worden, das seine bedeutenden, besonders für die Erforschung der vorgeschichtlichen und römischen Zeit wertvollen Sammlungen der unermüdlichen Sammlertätigkeit des Kreuznacher Gymnasiallehrers Geib verdankt. Zu den bedeutendsten Stücken dieser Sammlungen gehören die Reste der 3000 Jahre alten Höhlengräber bei Stromberg. Das neue Museum wurde in Gegenwart des Vertreters

Deutsche Zeitung 4.11.37.

Um die Ura-Linda-Chronik

In den Literaturnotizen der Göttinger Gelehrten Nachrichten schreibt Geheimrat Edward Schroeder, der große Germanist der Göttinger Universität, über die von Hermann Wirth neu herausgegebene Ura-Linda-Chronik folgendes:

„Thet Oera Linda Bok" ist, gleich nachdem es der gutgläubige, aber urteilslose J. G. Ottema 1872 herausgegeben hatte, von den holländischen Gelehrten als eine plumpe und lächerliche Fälschung erkannt worden, die zu widerlegen es sich kaum verlohne. Als am 18. April 1874 in der Kgl. Akademie zu Amsterdam der Antrag gestellt wurde, eine Kommission zur Prüfung des „berüchtigten" O. L. B. einzusetzen, wurde das abgelehnt: schon allein dadurch würde man sich kompromittieren. Vor der Öffentlichkeit erwies dann J. Beckering Vinckers 1876 (V. B. J.) „De onechtheid van het O. L. B.": aus der beispiellosen Sprachverwirrung des angeblich altfriesischen, ja urfriesischen Textes, und ergänzte dann 1877 (II) seinen Beweis mit „Wie heeft het O. L. B. geschreven?" Hier hat er den „Besitzer" der Hs., den im Jahre 1873 verstorbenen Schiffszimmermann Cornelis over de Linden entlarvt: höchst eindrucksvoll, indem er durch den Katalog der von ihm hinterlassenen Bibliothek (112 Bände) einen Einblick in die Fälscherwerkstatt verschaffte (S. 33—37). — Im Juli 1876 hab ich zuerst von dieser „grandiosen Bierzeitung" (die Holländer sagen „studenten-grap") reden hören, und im Herbst las ich dann im Lit. Cbl. 1876 Nr. 39 die Anzeige von B. V. J, die mit W(ilhelm B(raune) unterzeichnet ist und aus der ich als heute noch vollgültig den Satz heraushebe: es „braucht Jemand, der einige auf sprachwissenschaftlicher Grundlage beruhende Kenntnis des Altfriesischen besitzt, nur eine Seite dieses Opus zu lesen, um es als das zu bezeichnen was es ist: nämlich als eine der dümmsten und plumpsten literarischen Betrügereien, die der Welt in neuerer Zeit präsentiert worden sind."

Von Echtheit war hinfort keine Rede mehr, wohl aber blieben Zweifel über Charakter und Tendenz des Werkes, das unleugbar schillert zwischen grotesker Frisomanie und deren Parodierung, und das obendrein zweifellos eine liberalistische, freimaurerische, kirchenfeindliche Grundstimmung erkennen läßt. So setzte dann reichlich ein Menschenalter später eine neue Diskussion ein, die schließlich gipfelte in dem dicken Buche des Amsterdamer Historikers M. de Jong, „Het geheim van het O. L. B." 1927), dazu eine Nachschrift (1929): er suchte als den Hauptschuldigen, d. i. den Parodisten, den früheren Leeuwardener Archivar und spätern Leidener Professor Eeleo Verwijs zu fassen (den hochverdienten Lexikographen), und ganz gewiß hat er ihn mit dem starken Verdacht eines Anteils belastet, der, richtig eingestellt, die oben angedeutete Zwiespältigkeit erklären würde. Aber diese Einstellung ist freilich nicht leicht.

Wenn jetzt Herman Wirth in einer auszugsweisen Bearbeitung dies von unserer Wissenschaft einstimmig als Fälschung und Mystifikation abgelehnte und gebrandmarkte Opus dem deutschen Laienpublikum, das er zum Widerstand gegen die Professoren aufruft, als eine Bibel für den neu erwachten Nationalsinn anpreist, dann haben wir vorerst keine Veranlassung, uns mit seinem Machwerk, das durch die „geschichtliche" Ausbeutung die Fälschung der 1860er Jahre noch übertrumpft, an dieser Stelle zu beschäftigen. Wir wollen lieber abwarten, ob sein Versprechen einer neuen Ausgabe des „Originals" wahr macht. Aber das kann ich schon heute versichern: die vorläufige Ausflucht einer abgestuften Überlieferung wird ihm nichts, gar nichts helfen, denn die Sprache ist in ihrer lächerlichen Häufung von grammatischen Schnitzern und wortgeschichtlichen Unmöglichkeiten durchweg und überall die gleiche, es gibt kaum fünf Zeilen, in denen sich nicht die Fälschung offenbarte, von der ersten bis zur letzten Seite: auch der angebliche „humanistische" Retoucheur vom Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts (C) war mit genau derselben Sprachkrankheit behaftet wie die vorchristlichen Friesen — und Cornelius over de Linden, den sein ironischer Nachhelfer nicht davon kurieren mochte."

*

Von einer anderen sehr beachtlichen Seite her nimmt Prof. Volko von Richthofen, der Königsberger Vorgeschichtler, den Kampf gegen die Ura-Linda-Chronik auf. Er hat der Königsberger Allgemeinen Zeitung einen Aufsatz von Hans Urbanek mit dem Vorschlag zur Veröffentlichung geschickt, in dem es u. a. heißt:

Da ich mich seit Jahren sehr stark mit der Vorgeschichte des deutschen Volkes befasse und in meiner ostdeutschen Heimat auch praktisch an ihrer Erforschung mitarbeite, war es selbstverständlich, daß ich mir die Ura-Linda-Chronik sofort besorgte. Auf jeden Fall mußte ein Vergleich des Inhalts mit den Ergebnissen der Wissenschaft ein Gradmesser für den Wert der Chronik bleiben.

Abgesehen von groben Fehlangaben über das Alter der Verwendung von Eisen und Silber in Norddeutschland, über Kupferbergbau in Dänemark, über die Gründung von Tyrus und Athen durch friesische Abkömmlinge (!) u. a., enthält die Chronik Angaben über Völkerbewegungen im vorgeschichtlichen Europa, die vor breitester Öffentlichkeit richtiggestellt werden müssen. Hatte uns jahrzehntelange Arbeit deutscher und anderer Vorgeschichtler bisher gelehrt, daß sich der germanische Siedlungsraum in den letzten beiden Jahrtausenden vor Christi in mehrfachen Vorstößen dauernd ausgedehnt habe, so erfährt der erstaunte Leser der Chronik, daß im Gegenteil in dieser Zeit die Germanen im Westen durch die Kelten, im Osten durch die Finnen immer weiter zurückgedrängt wurden, so daß im 5. Jahrhundert vor Christi ihre Südgrenze die Schelde, ihre Ostgrenze die Weser gewesen sei; — alles Land südlich der Schelde sei keltisch gewesen und alles Land östlich der Weser hätte unter stärkstem finnischen Einfluß gestanden! Der Leser fragt erstaunt, wo eine Bestätigung durch die Funde zu finden sei

Aber es kommt noch ärger! Jeder deutsche Volksgenosse weiß, wie sehr deutschfeindliche Politiker, Wissenschaftler und Presseleute bemüht sind, ein fremdes Anrecht auf Ostdeutschland nachzuweisen, weiß, welche Arbeit es uns kostet, diese Ansprüche zu entkräften. Vorurteilsfreien europäischen Wissenschaftlern sind slawische Altertümer aus der Zeit vor dem 7. Jahrhundert nach Christus nicht bekannt. Die Ura-Linda-Chronik weiß es besser: auf Seite 99 erfahren wir, daß bereits vor dem Jahre 305 vor Christus (!) slawische Völker im heutigen Ostdeutschland und Westpolen saßen und ihre Häfen (!) von friesischen Kaufleuten besucht wurden. Mit anderen Worten: Wirth tritt für die Echtheit eines Machwerks ein, das mit seinem Inhalt den „Ansprüchen" unserer Nachbarn auf deutschem Volksboden neue „Beweise" liefern könnte. Jedem deutschen Volksgenossen wird schon nach diesen wenigen Beispiel klar sein, daß es mit der Bestätigung des Inhalts der Chronik durch Bodenfunde nicht weit her sein kann.

P442
P/01

Landesbibliothek Coburg

1536

BLUE
PN
171
.F6
H34
1889
c.1

4103615

12434
LT